

In Memoriam

Hartmut Kleineidam



Mit schonungslosen, aber respektvollem Realismus zeigt diese berühmte Gestalt aus dem Kapitولينischen Museum (Rom) einen tödlich verwundeten Gallier, der neben der zerbrochenen Trompete auf den Schild sinkt. Der Gesichtsausdruck im Ausschnitt oben verrät die Bitterkeit der Niederlage.

Einführung in die französische Sprachwissenschaft

<i>Sprachkontakte</i>	5
<i>Marie und die Engländer</i>	5
<i>Cannabis und Hanf</i>	5
<i>Vor den Indoeuropäern</i>	7
<i>Der Keltensturm</i>	12
<i>Einfluß des Keltischen auf das Französische</i>	13
<i>Gesprochenes Latein</i>	16
<i>„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“</i>	16
<i>Allgemeine Änderungen im Lautsystem</i>	16
<i>Allgemeine Änderungen der Wortstellung</i>	16
<i>Allgemeine Änderungen in der Grammatik</i>	16
<i>Änderungen am Wortschatz</i>	17
<i>Änderungen im Französischen</i>	17
<i>Der Aufstieg der Franken</i>	17
<i>Der Fränkische Einfluß auf das Französische</i>	18
<i>Änderungen des Lautsystems</i>	18
<i>Änderungen der Grammatik</i>	20
<i>Änderungen am Wortschatz</i>	20
<i>Dokumente des Französischen</i>	22
<i>Die Straßburger Eide</i>	22
<i>Das Rolandslied</i>	23
<i>Tristan und Isolde (Chretiens de Troyes)</i>	25
<i>Complainte des Tisseuses de soie (Chretiens de Troyes)</i>	26
<i>Le champ vertueux de bonne vie appelle mandevie von Jean Dupin</i>	27
<i>Ein Rondeau von Jean Froissart (1333-1404)</i>	28
<i>Ballade des Dames du Temps Jadis von François Villon (1431 – 1461?)</i>	29
<i>De Soy Mesme von Clement Marot (1496 – 1544)</i>	30
<i>Le Bourgeois Gentilhomme von Molière</i>	31
<i>Vom Beginn der Neuzeit bis heute</i>	32
<i>Die Karolingische Renaissance und ihre Folgen</i>	32
<i>Entlehnung von Wörtern aus anderen Sprachen</i>	34
<i>Produkt-, Wissens- und Wortexport</i>	34
<i>Entlehnungen aus dem Arabischen</i>	34
<i>Entlehnungen aus europäischen Sprachen</i>	36
<i>Zusammenfassung der Entwicklungsgeschichte des Französischen</i>	37
<i>Französisch wird Amtssprache</i>	38
<i>François de Malherbes (1555-1628)</i>	38
<i>Gründung der Académie Française 1635 durch Cardinal de Richelieu</i>	39
<i>Die französische Revolution und danach</i>	39
<i>Zeittafel der Geschichte des Französischen</i>	40
<i>Andere Sprachen in Frankreich</i>	42

<i>Flämisch</i>	44
<i>Bretonisch</i>	44
<i>Baskisch</i>	45
<i>Katalanisch</i>	45
<i>Okzitanisch</i>	46
<i>Korsisch</i>	47
<i>Deutsch</i>	47
<i>Fazit</i>	48
<i>Francophonie</i>	49
<i>Frankreich</i>	50
<i>Europa</i>	50
<i>Belgien</i>	50
<i>Schweiz</i>	50
<i>Luxemburg</i>	50
<i>Großbritannien</i>	51
<i>Italien</i>	51
<i>Monaco</i>	51
<i>Amerika</i>	51
<i>Kanada</i>	51
<i>Haiti</i>	53
<i>Afrika</i>	53
<i>Algérie, Maroc, Tunisie</i>	53
<i>Bénin, Burkina Faso, Cameroun, Congo (Brazzaville), Congo (Kinshasa), Côte d'Ivoire, Djibouti, Gabon, Guinée, Madagascar, Mali, Mauritanie, L'Île Maurice, Niger, Sénégal, Tchad, Togo</i>	53
<i>Asien der Rest der Welt</i>	53
<i>Übersicht über die moderne Linguistik</i>	54
<i>Ferdinand de Saussure (1857-1913) Beginn der modernen Linguistik</i>	54
<i>Nikolaj Trubetzkoy (1890 – 1938) Phonologie</i>	58
<i>Edward Sapir (1884-1939) Morphologie</i>	63
<i>Lexikologie</i>	67
<i>Synonyme</i>	67
<i>Homonyme und Polyseme</i>	69
<i>Hyperonyme und Hyponyme</i>	69
<i>Antonyme</i>	70
<i>Anlagen</i>	71
<i>Vorgeschichte</i>	71
<i>Indoeuropäische Sprachen</i>	71
<i>Indoeuropäische Wanderung</i>	71
<i>Hügelgräberkultur</i>	72
<i>Aufstieg des Hirtentums in Eurasien</i>	72
<i>Urnenfelderkulturen</i>	77
<i>Europa</i>	78
<i>Franken</i>	79

<i>Chrétien de Troyes</i>	80
<i>Saussure, Mongin Ferdinand de</i>	81
<i>Einleitung</i>	81
<i>Werk</i>	81
<i>Trubetzkoy, Nikolaj Sergejewitsch</i>	83
<i>Sapir, Edward</i>	83



Marie und die Engländer

Meine Tochter Marie am 14.07.1998 in Herne geboren und dort aufgewachsen, sprach zunächst ein deutlich erkennbares Hochdeutsch mit einer klanglichen Färbung wie im *Ruhrgebiet* üblich. Seit März 2001 wohnen wir in Nettetal am Niederrhein, Marie spricht immer noch Hochdeutsch, aber mit einem starken *niederrheinischen Akzent*, so besteht sie z.B. auf der Aussprache [fertik] statt [featich], eine sehr ungewöhnliche Aussprache des silbenschießenden [r] und [ig]. **Marie hat sich sprachlich auf die außerfamiliäre Umgebung eingestellt.**

Im Jahre 1066 erobern die französisch sprechenden Normannen England und beherrschen dann für einige Jahrhunderte die englische Oberschicht. Aus dieser Zeit stammt der besondere Charakter des Englischen, sowohl eine germanische als auch eine romanische Sprache zu sein. Wir finden bis heute Strukturen beider Sprachfamilien nebeneinander.

Germanisch

pig (Schwein)
calve (Kalb)
cow (Kuh)
bigger (größer)

Romanisch

pork (Schweinefleisch)
veal (Kalbfleisch)
beef (Rindfleisch)
more expensive (teurer)

Den größten Einfluß hat das Romanische auf den englischen Wortschatz, einen geringen Einfluß auf die englische Syntax und keinerlei Einfluß auf die englische Aussprache, obwohl die Normannen selbst eine germanische Sprache sprechen, als sie sich um 850 in der Normandie in Frankreich niederlassen.

Zweimal erobern die Normannen mit ein paar hundert Kriegern ein fremdes Land und etablieren sich als Führungselite, doch die sprachlichen Wirkungen sind grundverschieden. Beim erstenmal geben sie ihre Sprache vollkommen auf und sprechen die Sprache der Eroberten, beim zweitenmal sprechen sie weiterhin ihre eigene Sprache und beeinflussen die Sprache der Eroberten erheblich.

Wir wollen und können wahrscheinlich auch keine stichhaltige Erklärung für das Phänomen finden, aber wir wollen im Auge behalten, daß beides möglich ist.

Cannabis und Hanf

Herodot (484-425 v. Chr.), ein griechischer Geschichtsschreiber, berichtet davon, daß die nordischen Völker mit Vorliebe ein Kraut kauen, das diese zu besonderen Leistungen befähigt und das bei diesen Völkern „Cannabis“ heißt. Das Kraut mögen die Germanen immer noch, und wissenschaftlich gesehen heißt es immer noch „Cannabis“, aber in der Volkssprache heißt es „Hanf“.

Unfreiwillig liefert uns Herodot einen sehr wichtigen Hinweis auf eine sprachliche Entwicklung, die nach seiner Begegnung mit diesen nordischen Völkern eingetreten sein muß, nämlich eine Veränderung der Aussprache des Wortes „Cannabis“ bei den Nordvölkern, der Anlaut [k] wird zu [h]. Dieser Wandel von [k] zu [h] ist aber nicht auf das Wort „Cannabis“ begrenzt, sondern findet sich ziemlich systematisch wieder:

Haus/house – casa
Himmel – caelum
Hund/hound – canis
Haar/hair – keros (gr.)
hundert/hundred – centum
Haupt – caput
Herz/heart – cor

Ebenso finden wir Wörter, die im Lateinischen oder Griechischen mit [p] anfangen als [f] in den Nordsprachen, z.B.

Vater/father – pater
fünf/five – penta (gr.)
Fisch/fish – piscem
Volk/folk – populus (lt.)/polis (gr.)

Diese Veränderung der Nordsprachen, wir nennen diese Sprachen heute germanische Sprachen, ist aber mit Sicherheit zu Cäsars Zeiten beendet, weil alle aus dem Lateinischen kommenden, mit [k] beginnenden Wörter ihr [k] behalten:

Kaiser – Caesar
Keller – cella
Kopf – caput
Kalk – calcium
Kalender – calenden
Kammer – camera

Innerhalb von vier hundert Jahren also haben die germanischen Völker alle anlautenden [k] in ein [h] oder ein anlautendes [p] in ein [f] verwandelt und dann plötzlich haben sie diese Marotte aufgegeben. In vielen Fällen führt das zwar zu einer wundersamen Wortvermehrung,

hundert – Prozent – Cent
Hölle – Keller – Zelle
Fell – Pelle
Fünfeck – Pentagramm

aber Absicht war das bestimmt nicht.

An dieser Stelle müssen wir zwei Annahmen machen, nämlich

- 1.) **Germanisch ist mit Lateinisch und Griechisch verwandt** und
- 2.) Es gibt einen Grund, der nicht im Germanischen liegt und der die germanisch sprechenden Völker dazu bringt ihre Sprachgewohnheit zu ändern. Dieser Grund kann nur durch einen **Kontakt zu einer anderen sehr weit verbreiteten Sprache** verursacht sein, denn alle germanischen Sprachen zeigen dieselben Veränderungen.

Die sehr enge Verwandtschaft zwischen fast allen europäischen Sprachen ist unbestreitbar, sie zeigt sich in einer großen Ähnlichkeit der Lexik, der Syntax und der Grammatik dieser Sprachen, aber auch im Bereich der Aussprache. Da zu den europäischen Sprachen auch weitere verwandte Sprachen in Asien gehören, nennt man diese Sprachen nach ihrem Verbreitungsgebiet „**Indoeuropäische Sprachen**“.



Tumulus von Gavrinis (Bild Internet)

Welche Sprache hat aber einen so großen Einfluß auf das Lautsystem der germanischen Sprachen gehabt?

Wir wissen es nicht, denn diese Sprache hat keinerlei Schrift hinterlassen, noch wird sie irgendwo bei den antiken Autoren erwähnt und auch die germanischen Völker berichten nicht über sie. Trotzdem kennen wir dieses Volk oder diese Völker, wir wissen, daß sie Ackerbau betrieben haben, daß sie ihre Toten prunkvoll in riesigen Gräbern (mehr als 50.000 Fundstellen) begraben haben und daß ihre Kultur sehr alt ist (die ältesten Funde sind 7000 Jahre alt) und daß sie mindestens 4.500 Jahre gedauert hat. Sie haben die Tempel auf Malta errichtet und haben Stonehenge gebaut, die Menhire aus der Bretagne und mehr als 50.000 Riesengräber (Dolmen) sind ihr Werk.



Kaern von Barnenez (Bild Internet)



Verbreitung der Megalithbauer in Europa (Time Life „Steinerne Zeugen früher Kulturen“)

Aber auch alle romanischen Sprachen weisen eine lautliche Besonderheit auf, über die (außer dem Tschechischen) keine andere indoeuropäische Sprache verfügt, *sie betonen immer dieselbe Silbe* im Wort, meistens die vorletzte Silbe eines Wortes. Alle anderen indoeuropäischen Sprachen betonen den *Wortstamm, d.h. den Teil eines Wortes, der die Bedeutung trägt*, außerdem verfügen sie über die Möglichkeit innerhalb eines Satzes ein Wort besonders zu betonen und dadurch die Bedeutung des Satzes zu verändern:

Ich geh in die Stadt. - Ich *geh* in die Stadt. - Ich geh *in* die Stadt. - Ich geh in *die* Stadt. - Ich geh in die *Stadt*.

Kein Romane kann ausschließlich durch Betonung den Sinn eines Satzes ändern, und kein Romane wird wegen einer fehlerhaften Betonung den Sinn eines Wortes „nicht“ verstehen.

Blumento-Pferde ist auf Spanisch kein Witz.

An einem Schiebfensterchen
saßen zwei Gespensterchen.
Die Gespensterchen sprachen:
Oh Sterben, Oh Sterben,
ohne Glauben sterben
ist des Menschen Verderben.

Es spricht also sehr viel dafür, daß auch in Südeuropa eine Volksgruppe vor den Indoeuropäern gelebt und die romanischen Sprachen beeinflusst hat. Auch über diese Volksgruppe wissen wir nicht sehr viel, sie hatten eine besondere Art Keramik zu verzieren, deshalb nennen wir ihre Kultur Schnurkeramik.



Schnurkeramik (Bild Internet)

Der berühmteste Leichenfund Europas „Ötzi“ gehört wahrscheinlich einer der beiden Kulturen an, wahrscheinlich aber eher zur südlichen Kultur. (Bild Internet)



Des Weiteren wissen wir leider auch nicht, wo die Indoeuropäer eigentlich ursprünglich gelebt haben, und was sie veranlaßt hat, ihre Heimat zu verlassen und ihr Glück in der Ferne zu suchen. Wir vermuten, daß sie als Hirtennomaden irgendwo in der Nähe des Kaspischen Meeres gelebt haben. Der Anlaß zu den Wanderungen könnten Kriege mit rivalisierenden Turkvölkern oder sogar Mongolen sein, reine Habgier oder Eroberungslust nach der Entdeckung des Eisens, Versteppung und Verkarstung durch Überweidung ihrer Heimat oder eine gigantische Umweltkatastrophe wie z.B. die Explosion des Vulkans Santorin nördlich von Kreta.

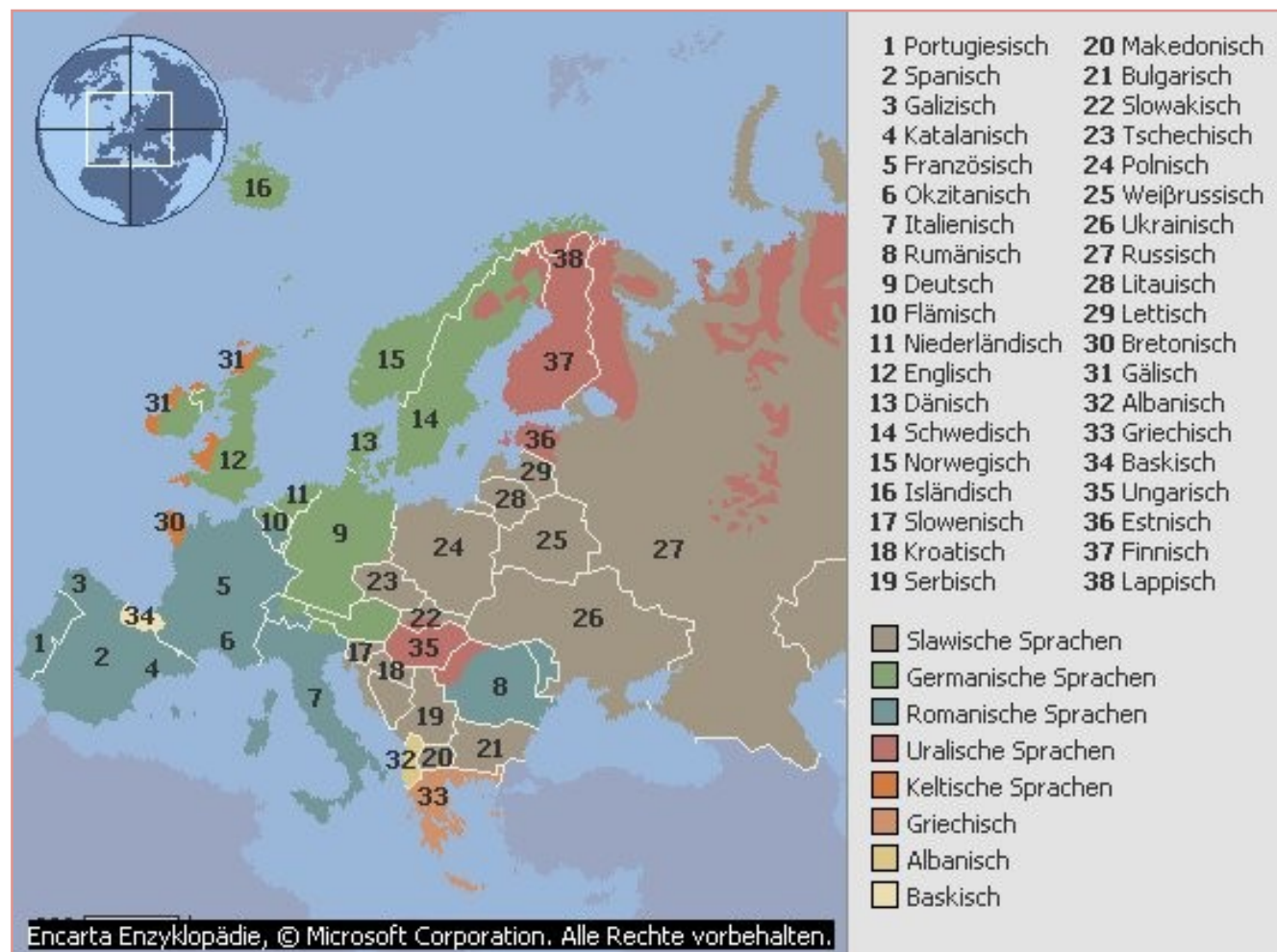
Sicher ist nur, daß sie Europa fast vollständig erobert haben, die einzigen, die dem Ansturm Stand gehalten haben, sind die Basken, deren Sprache möglicherweise eine moderne Nachfolgesprache der europäischen Megalithbauer sein könnte.

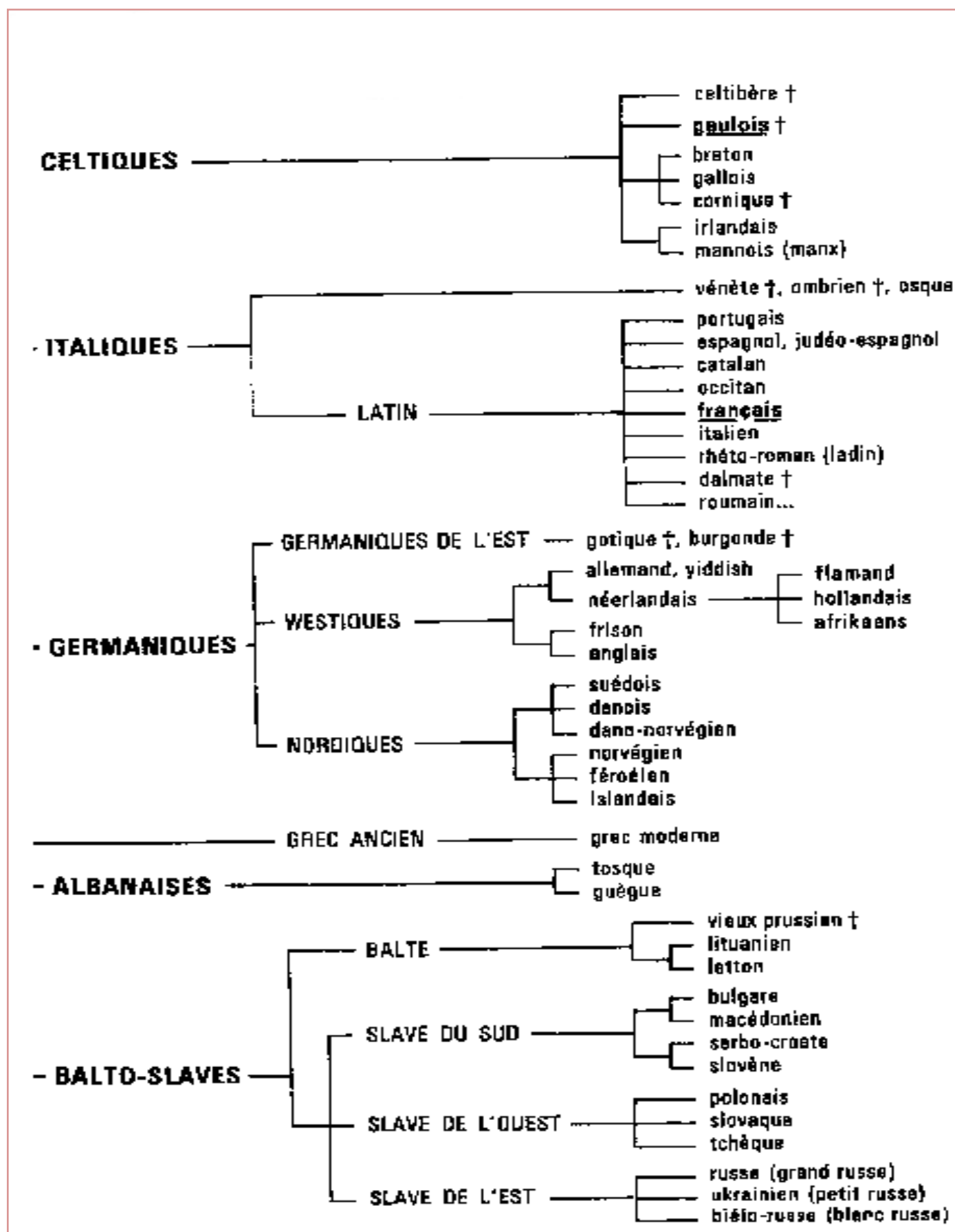
Allerdings haben die Indoeuropäer die Ureinwohner nicht ausgerottet, sondern diese militärisch besiegt und sich selbst als Führungselite etabliert, ähnlich wie die Normannen im England des elften

Jahrhunderts. Nur so kann man den genetischen Unterschied und das vollkommen andere Verhalten der Nord- und Südvölker in Europa erklären. Anders als die Normannen haben sie aber weitgehend ihre eigene Sprache durchgesetzt, wenn auch mit einigen zum Teil erheblichen Veränderungen.

Das Ergebnis zeigt die folgende Grafik:

Sprachen in Europa





„Wehe den Besiegten!!!“ (Vae victis !) sagte Brennus und warf auch sein Eisenschwert noch auf die Waage, und die Römer zahlten zähneknirschend. Wir sind im Jahre 387 vor Christus und Rom ist eine kleine unbedeutende Stadt in Mittelitalien, das römische Reich kleiner als Bremen. Brennus ist der letzte Heerführer, für die nächsten 800 Jahre, dem es gelingt, Rom einzunehmen, und Brennus ist Kelt. Eigentlich lebte Brennus mit seinen Senonen friedlich in der Po Ebene, betrieb Ackerbau und Schweinezucht in einer dörflichen Gemeinschaft und hatte keinen Grund nach Rom zu ziehen. Nach Brennus leben die Kelten fast zwei Jahrhunderte wieder friedlich in der Po Ebene, diesmal sind es die Römer, die die Po Ebene dem römischen Reich einverleiben, und die Kelten zu natürlichen Verbündeten von Hannibal machen.

Brennus war nicht der erste und auch nicht der letzte Keltenfürst, der plötzlich und scheinbar ohne Grund aufbrach und fremde Völker überfiel, er ist nur der erste von dem wir das genau wissen. Es gibt keine vernünftige Erklärung für dieses Verhalten der Kelten, aber einen Namen „Furor Teutonicus“. Keltische Völker überfallen das griechisch-makedonische Reich, erobern große Teile der heutigen Türkei und beehren die Römer um 115 vor Christus ein zweites mal. Wieder besiegen sie die Römer durch eine barbarisch wilde Kampfweise und erst 13 Jahre später gelingt es den Römern, die Teutonen und die Kimbern zu besiegen. In der deutschen Literatur werden diese Völker oft als Germanen bezeichnet, das ist für die Teutonen aber auszuschließen, schon ihr Name zeigt, daß sie Kelten sind, denn „Teutates“ ist ein keltischer Gott, wie jeder Asterix Leser weiß. Unabhängig davon hat Cäsar erst 60 Jahre später die Bezeichnung „Germanen“ erfunden, „germani“ bedeutet „Vettern ersten Grades“ der Kelten.



Mit schonungsloser, aber respektvoller Realismus zeigt diese berühmte Gestalt aus dem Kapitulinischen Museum (Rom) einen tödlich verwundeten Gallier, der neben der zerbrochenen Trompete auf den Schild sinkt. Der Gesichtsausdruck im Abschiedsblick verrät die Bitterkeit der Niederlage.

aus Time Life „Die Kelten“

Die römische Plastik zeigt uns einen sterbenden Kelten, nackt, muskulös, Bart tragend und langhaarig und einen goldenen Ring am Hals. Zumindest solche Ringe haben wir in Keltengräbern gefunden, sie lassen auf eine nomadische Lebensweise ihrer Besitzer schließen.

De Bello Gallico

Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur.

(Gallien ist in drei Teile aufgeteilt. Im ersten leben die Belgier, im zweiten die Aquitanier und im dritten die, die sich selbst Kelten nennen und von uns Gallier genannt werden.)

50 Jahre später macht **Gaius Julius Caesar** kurzen Prozeß mit den Kelten (fast acht Jahre dauert die vollständige Unterwerfung trotzdem noch), und Gallien wird römische Provinz. Wie überall (mit Ausnahme von Griechenland) ersetzt Latein die ursprüngliche Landessprache in sehr kurzer Zeit. Die Romanisierung erfolgt nicht mit Waffengewalt oder Zwang, sondern freiwillig und aus eigenem Interesse der Eroberten, denn die Musik spielt in Rom. Sprache, Recht, Sitten, Kleidung und Verhalten wird römisch, zunächst in den Städten, später auch auf dem Land und bleibt in allen Provinzen bis heute römisch. Bulgaren, Serben und Kroaten sprechen zwar slawische Sprachen, aber das Verhalten und die Weltsicht eines Argentiniers und eines Bulgaren sind immer noch durch und durch römisch, ihre Körper sind gespannt, die Aussprache der Vokale ist scharf und sauber, sie leben draußen und sind der Welt zugewandt, über Emanzipation der Frau spricht man nicht, man lebt sie, Streiks sind keine nationale Katastrophe, sondern ein Grundrecht des Menschen.

Einfluß des Keltischen auf das Französische

Wie der Name „Kelten“ schon zeigt, haben die **Kelten** (deutsch „**Helden**“) den Wechsel von [k] nach [h] nicht mitgemacht, ebenso wenig den Wechsel von [p] nach [f] wie die bretonischen Varianten „**poul**“ (Pouldresic), „**plou**“ (Plouhinec), „**plo**“ (Plozevet) des germanischen [folk] zeigen. Allerdings folgen die Kelten auch nicht dem südeuropäischen Betonungsschema, d.h. sie bewahren die ursprüngliche Stammbetonung der Wörter bis heute.

Leider ist uns das alte Keltisch weitgehend unbekannt und die **modernen keltischen Sprachen**, soweit sie überhaupt noch gesprochen werden (**Bretonisch, Gälisch und Walisisch**) stammen alle drei von den britischen Inseln. Rückschlüsse von diesen Randsprachen einer Sprache, die ursprünglich von den britischen Inseln bis nach Anatolien gesprochen wurde, auf die ursprüngliche Sprache sind immer sehr mühtig.

Trotzdem muß das Keltische eine Besonderheit gehabt haben, die sich später auf das Französische, das Spanische und teilweise auch auf das Deutsche ausgewirkt hat.

In den heutigen keltischen Sprachen gibt es ein lautliches Phänomen, das wir in diesen drei Sprachen wiederfinden, nämlich die Veränderung der Aussprache an den Wortgrenzen. So finden wir im heutigen Bretonischen zwei Schreibungen für das Wort „**Meer**“, nämlich „**mor**“ und „**vor**“ abhängig vom Auslaut des vorausgehenden Wortes. Diese Besonderheit gilt als sehr ungewöhnlich und hat einen eigenen Namen, nämlich „Mutation“. Diese Mutationen des Anlauts sind aber wahrscheinlich nur eine besondere Erscheinung einer allgemein bekannten lautlichen Erscheinung der „**Kontaktassimilation**“, d.h. benachbarte Laute beeinflussen sich gegenseitig, wie z.B. die norddeutsche Aussprache von „haben“ [ha:m], in der [b] und [n] zu [m] verschmelzen. Das Besondere der keltischen Sprachen ist nur, daß solche Assimilationen auch Wortgrenzen betreffen. Am auffälligsten ist dieser Einfluß des Keltischen **im Französischen, wo Wortgrenzen systematisch von einer Kontaktassimilation** betroffen sein

können. Die französische Zahl „six“ kennt in Abhängigkeit des folgenden Wortes drei verschiedene Aussprachen

- 1.) [sis], z.B. in „J'en ai six.“ (Ich habe sechs Stück.)
- 2.) [siz], z.B. in „six oranges“ (sechs Orangen)
- 3.) [si], z.B. in „six ministres“ (sechs Minister)

Aber auch im Spanischen finden wir zwei verschiedene Aussprachen von „los“ und „dos“ und allen anderen Wörtern, die auf „Vokal + s“ enden, in Abhängigkeit des folgenden Wortes.

Neben diesem phonetischen Einfluß finden wir höchstens eine Handvoll Wörter im heutigen Französisch, von denen man vielleicht zu Recht annimmt, daß sie keltischen Ursprungs und heute noch geläufig sind. Hierzu gehören:

alouette (Lerche)

balai (Besen)

bec (Schnabel)

bercer (wiegen), berceau (Kinderwiege)

bouleau (Birke)

brasser ((Bier) brauen)

briser (zerbrechen)

bruyère (Heidekraut)

cervoise (Bier)

changer (wechseln)

chemin (Weg)

craindre (fürchten)

galet (Kieselstein)

gobelet (Becher)

jante (Felge)

lieue (Meile)

lotte (Seeteufel (ein beliebter und teurer Speisefisch))

mine (Zeche)

mouton (Schaf)

orteil (Zeh (nur der keltische Artikel mit dem indoeuropäischen Wort für Zeh ?))

pièce (Teil)

quai (Bahnsteig)

talus (mit Büschen bepflanzte Steinhecke (wahrscheinlich bretonisch))

Dieser fast vollständige Untergang der keltischen Sprache in Gallien hat natürlich auch etwas mit der Zählweise der Romanisten zu tun, denn jedes Wort des heutigen Französisch, das man auf das Lateinische zurückführen kann, führt man auf das Lateinische zurück, auch wenn dasselbe Wort in gleicher oder fast gleicher Lautung auch im Keltischen existiert hat. So gibt es überhaupt keinen Grund die französischen Wörter „mer“ (Meer) und „roi“ (König) auf die lateinischen Wörter „mare“ und „rex“ zu-

rückzuführen. Diese Wörter braucht ein Kelte überhaupt nicht lernen, denn es sind Wörter seiner keltischen Muttersprache (*mor und rix), und ich bin sicher, daß es Hunderte von solchen gleichen oder ähnlichen Wörtern gibt, schließlich sind das Festlandkeltische und das Lateinische sehr nah verwandte Nachbarsprachen, zweier Völker die seit 500 Jahren engstens zusammenleben.

Die folgende Liste stammt aus dem Buch „Le Français dans tous les sens“ von Henriette Walter, Paris 1988, S 37. Einige der dort genannten Wörter halte ich nicht für primär keltisch, sondern für indoeuropäisch, wie *bouc* (Bock), *breuil* (Bruch), *cloche* (Glocke), *dune* (Düne), *if* (Eibe), *lande* (Land), andere wie *vassal* und *valet* passen historisch nicht und viele weitere gehören heute nicht mehr zum allgemeinen Wortschatz des Französischen, d.h. ein normaler, gebildeter Franzose kennt diese Wörter einfach nicht mehr.

LA POIGNÉE DE MOTS D'ORIGINE GAULOISE

Contrairement à ce que l'on pourrait penser, le vocabulaire français compte peu de mots d'origine gauloise et la liste suivante n'est pas loin d'être exhaustive.

L'origine de certains mots, comme *auvent*, *chemise*, *savon*, *quatre-vingts*, *quinze-vingts*, etc., étant contestée, on n'a retenu que ceux dont l'origine gauloise était confirmée¹⁴. Le sens de certains mots a été précisé dans les seuls cas d'ambiguïté (entre parenthèses) ou de changement de sens (entre guillemets).

alose (le poisson)	changer	lie
alouette	char	lieue
arpent	charpente	lotte (le poisson)
balai	charrue	marne
banne (ou benne)	chemin	mègue « petit-lait »
barde	chêne	mine (dans la terre)
bec	claie	mouton
bercer	cloche	orteil
bief	combe	pièce « morceau »
bièvre « castor »	craindre	quai
boisseau	dartre	raie « sillon »
bonde	dru	ruche « écorce »
bouc	druide	saie « casaque »
boue	dune	sapin
bouge « besace »	galet	sillon « bande de terrain »
bouleau	glaise	
bourbier	glaner	soc
braies	gobelet	suie
bran « excrément »	if	talus
brasser	jante	tanche (le poisson)
breuil « champ »	jarret	tarière
briser	javelle	tonne « outre, vase »
bruyère	lande	valet
cervoise	landier « chenêt »	vassal

Certains mots de cette liste – comme *breuil*, *landier* ou *mègue*, peuvent poser des problèmes de sens à nos contemporains. Pourtant le mot *breuil* « champ, petit bois » a donné beaucoup de noms de lieux : *Le Breuil*, *Bruch*, etc. Beaucoup plus fréquent, malgré les apparences, le mot *mègue* survit encore aujourd'hui dans le dérivé *mégot*, formé au XIX^e siècle, probablement à partir d'un terme dialectal de Touraine, *mégauter* « sucer »¹⁵.

Gesprochenes Latein

Da das Tonband erst 2000 Jahre nach Cäsar erfunden wird, und die Unsterblichen dieser Welt sprachlich immer up to date sind, ist es müßig die genaue Sprechweise der alten Lateiner erkunden zu wollen, wir werden es niemals wirklich erfahren.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Die Früchte sind die modernen lateinischen Dialekte, die wir heute romanische Sprachen nennen. Alle diese Sprachen haben eine fast identische grammatische Struktur, sie besitzen ein immenses gemeinsames Vokabular, und auch ihre Aussprache hat in den Grundzügen eine große Ähnlichkeit. Folgerichtig versteht ein Spanier eine italienische Nachrichtensendung weitgehend. Ähnliches kann man von vielen slawischen Sprachen behaupten, Serben, Kroaten, Makedonier und Bulgaren verstehen sich wechselseitig, wenn sie sich bemühen. Auch ein Deutscher, wenn er nicht aus dem süddeutschen Sprachraum stammt, wird nach einiger Gewöhnung Holländisch verstehen, so wie die Holländer auch Deutsch verstehen.

Wenn wir also annehmen, daß das geschriebene Latein ursprünglich einmal genauso gesprochen wurde, wie es geschrieben wurde, was sicherlich nicht stimmt, so unterscheidet das geschriebene Latein u.a. nicht zwischen den Lauten [u] und [v], weshalb wir auch nicht wissen können, ob die Zahl „zwei“ [duo] oder [dvo] gesprochen wurde, dann haben wir aber zumindest eine hypothetische Ausgangsbasis von der wir ausgehen können.

Allgemeine Änderungen im Lautsystem

Wir sind uns sicher, daß das Lateinische ursprünglich zwischen kurzen offenen Vokalen und langen geschlossen Vokalen einen Unterschied machte, ähnlich wie das Deutsche in „Liebe“ und „Lippe“. Diese Unterscheidung finden wir heute in keiner romanischen Sprache mehr, weil sie vor der Aufspaltung in verschiedene Dialekte aufgegeben wurde. Die Sprachwissenschaftler nennen dieses Phänomen den „**Quantitätenkollaps**“. Weitere lautliche Veränderungen, die vor der Differenzierung aufgegeben wurden, sind bestimmte Vokalkombinationen wie [a^e] oder [o^e] zu [e], komplizierte Konsonantenkombinationen wie [kt] mit uneinheitlichem Ergebnis und die Aussprache [k] vor [e] oder [i], wo das [k] zu einem Zischlaut wird. Die Übernahme lateinischer Wörter wie „Caesar“ als „Kaiser“ und „cella“ als „Keller“ ins Deutsche muß also vor der großen Verzischung passiert sein, die also erst nach Augustus, dem ersten Cäsaren eingetreten sein kann.

Allgemeine Änderungen der Wortstellung

Im Bereich der Wortstellung haben alle romanischen Sprachen inklusive des Englischen eine sehr rigide Wortstellung, die auf Satzebene dem Schema „**Subjekt – Prädikat – Objekt**“ folgt. Alle romanischen Sprachen bevorzugen die **Nachstellung des Adjektivs** und bilden ihre Abkürzungen falsch herum, z.B. „**OTAN**“ für „**Nato**“, „**ONU**“ für „**Uno**“ und „**SIDA**“ für „**Aids**“. Da das geschriebene klassische Latein eine fast hemmungslose Freiheit der Wortstellung kennt, muß diese Freiheit wohl auf die Schriftsprache beschränkt gewesen sein.

Allgemeine Änderungen in der Grammatik

Sehr große Veränderungen gibt es auch in der lateinischen Grammatik. So verlieren alle romanischen Sprachen (mit Ausnahme des Rumänischen) das lateinische **Kasussystem**, das ursprünglich mindestens sieben verschiedene Fälle kannte, dem klassischen Latein werden üblicherweise noch fünf Fälle unterstellt. Das ursprüngliche Kasussystem existiert in den romanischen Sprachen (außer dem Rumänischen) und im Englischen nur noch in Rudimenten, z.B. bei den Personalpronomen.

Der Gebrauch von **Determinanten (Artikeln)** ist in den romanischen Sprachen in fast allen Positionen zwingend vorgeschrieben und **diese stehen vor dem Nomen**.

Das lateinische Futur verschwindet vollständig und wird durch die Wortkombination Infinitiv + Präsens von „habere“ ersetzt. Zusätzlich entsteht eine neue Form, die durch die Kombination Infinitiv + Imperfekt von „habere“ gebildet wird, und die wir **Konditional** nennen.

Das Konditional ersetzt den lateinischen Konjunktiv zum Ausdruck hypothetischer Handlungen und Zustände. Der lateinische Konjunktiv überlebt nur als grammatische Formalität und in einigen romanischen Sprachen, wie z.B. dem Spanischen als Imperativ der dritten Person „venga“ (Kommen Sie).

Änderungen am Wortschatz

Die Änderungen am Wortschatz sind äußerst umfangreich und folgen unterschiedlichen Strategien. Da die romanischen Sprachen ebenso wie das Deutsche neue Begriffe aus dem Lateinischen entlehnen, tauchen verloren gegangene Wörter wieder auf oder lautlich stark veränderte Wörter entstehen wieder in der ursprünglichen Form, aber einer veränderten Bedeutung, z.B. „Video“ (eigentlich „ich sehe.“), wobei die Neuschöpfung mehr oder weniger transparent ist. So wird aus dem lateinischen „potionem“ (Getränk) das französische Wort „poison“ (Gift), bei Asterix heißt der Zaubertrank des Druiden „potion magique“ und ist für jeden Franzosen als „boisson magique“ verständlich, weil es den Neologismus „l’eau potable“ (Trinkwasser) gibt.

Änderungen im Französischen

Eine Änderung der Aussprache des Französischen finden wir auch im Spanischen und Portugiesischen wieder, nämlich die Aussprache eines [e] oder [i] im Anlaut eines Wortes vor einem [s], wenn auf das [s] ein Konsonant folgt, wie in **Espagne** (Spanien). Anders als auf der iberischen Halbinsel verliert das Französische gegen Ende des Mittelalters aber das [s], so wird aus dem lateinischen „**stare**“ im Spanischen „**estar**“, im Französischen „**être**“. Das Dach über dem „e“ soll diesen Verlust des „s“ kennzeichnen. Diese lautliche Änderung könnte auf Aussprachegewohnheiten der Kelten und/oder Franken zurückzuführen sein.

Französisch ist die einzige romanische Sprache, die von keinem anderen Romanen ohne Mühe und Lernaufwand verstanden wird, weder schriftlich noch mündlich. Die gewaltigen Veränderungen des Französischen betreffen fast ausschließlich die Aussprache, aber in einer Weise, die nicht durch eine innere Veränderung erklärbar ist. Da diese Lautveränderungen außerdem nur den Nordosten Frankreichs betreffen und erst nach der französischen Revolution und auch nur sehr zögerlich sich über ganz Frankreich ausbreiten, müssen wir noch einmal einen Blick in die Geschichte werfen.

Der Aufstieg der Franken

Im nördlichen Teil Galliens lebten schon zu Cäsars Zeiten keine Kelten sondern Germanen. Diese wehrten sich besonders heftig gegen die Römer und sträubten sich gegen die Romanisierung, blieben auf ihren Bauernhöfen sitzen und in die Stadt fuhren sie nur bis zum nächsten Marktplatz, um ihre Ernte zu verkaufen. Die Städte lockten sie nicht, Mode war ihnen egal, ein Schweinekotelett mit Bratkartoffeln (die Kartoffeln gab es zwar noch nicht, aber das Bild stimmt) und einem Glas Bier war ihnen lieber als Hummerschwänze auf Blätterteig mit heißem Kirschsafft übergossen. Statt ins Kino oder Theater kuckten sie in die Glotze oder vergnügten sich zu zweit. In sein war bei Ihnen total out. Genetisch und sprachlich waren sie Nordeuropäer.

Ganz anders die Kelten, sie verließen in Scharen das Land und zogen in die Städte und die Hosen aus und die Tunika an, statt Bier tranken sie Wein, außerdem hatten sie Angst vor dem „Furor“ der Alemannen, die immer wieder Raubzüge jenseits des Rheins unternahmen. Deshalb boten die Römer den in Nordostgallien lebenden germanischen Bauern an, die von den Kelten verlassenen Gehöfte in Ostfrankreich zu übernehmen. Allerdings sind diese nicht freudestrahlend gekommen, sondern erst nach

einigen Zugeständnissen, wir wissen nicht, was die Römer angeboten haben, wir wissen aber, daß *die-se Germanen sich seit der Ansiedelung „Franken“, d.h. die Freien nennen*. Das Wort „frank“ existiert noch als „frank und frei“ und als „frankieren“, d.h. „freimachen“ im Deutschen. Die Franken sind und bleiben gute Freunde der Römer, aber zunächst auch brave Bauern. Sie helfen, auch militärisch wo sie können, aber heroische Taten vollbringen sie nicht.

Diese Franken nehmen auch an der großen *Völkerschlacht auf den Katalaunischen Feldern* teil, wo sich *Römer und Hunnen* im Sommer 451 zur Entscheidungsschlacht gegenüber stehen. Fast 24 Stunden dauert die Schlacht, und sie kennt keinen Sieger, beide Heere ziehen sich vorsichtig zurück, die meisten Toten der Schlacht bleiben unbestattet zurück und mit ihnen unzählige Waffen. Eine glückliche Fügung will es, daß die Schlacht im Siedlungsgebiet der Franken stattfindet, die als einzige zurückbleiben, die Toten begraben und die Waffen einsammeln und dann wieder nach Hause gehen und ihren Frauen auf die Frage „Ist was passiert?“ antworten, „Nein, ..., doch, Attila ist wieder nach Hause gegangen. Gibt's was Gutes zu essen?“

Es fehlte noch etwas, um die Franken zu „den Franken“ zu machen, aber der Fehlende wurde wahrscheinlich 466 geboren und 482 König der Franken und heißt auf Deutsch „*Chlodwig (Ludwig)*“ und auf Französisch „*Clovis (Louis)*“, und er war ein ausgemachter Schurke. Zunächst machte er sich zum alleinigen und obersten König der Franken, dann besiegte er den römischen Statthalter in Gallien und wurde zum Frankenkönig in Gallien. Mit dem Segen des Heiligen Vaters in Rom, der damals dringend weltliche Verbündete brauchte, denn in Italien, Südgallien und Spanien herrschten inzwischen die Ostgoten unter Theoderich und die Westgoten, und diese waren überhaupt nicht katholisch und der Papst ihnen deshalb ziemlich egal, besiegte er zunächst die Alemannen, die wieder einmal über den Rhein gekommen waren (seitdem heißen die Deutschen in den romanischen Sprachen „Alemannen“), dann nahm er den Westgoten Südfrankreich weg und seine Nachfolger halfen den Päpsten regelmäßig gegen die ungläubigen Langobarden, die die Nachfolge der Ostgoten in Italien angetreten hatte. Ach ja, nach der Schlacht gegen die Alemannen, wurde Chlodwig und mit ihm alle seine Franken im Rahmen einer Massentaufe katholisch.

Eigentlich hätten sich die Franken damals anders nennen müssen, denn dank Chlodwig waren sie jetzt nicht mehr „frank“. Nun das Letztere haben sie nicht getan, und Frankreich trägt deshalb den Namen der Franken noch heute. Tausend Jahre später läßt Franz I. in sein gesamtes Mobiliar einschnitzen (z.B. im Schloß von Fontainebleau zu besichtigen): *Franciscus Rex Francorum*.

Allerdings, dieser tolle lateinische Spruch darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Franken zwar katholisch, aber in keinsten Weise romanisiert waren und sich auch nicht romanisieren lassen wollten. Sie stellten zwar die Führungselite des Landes, aber Buchhaltung hatten sie noch nicht gelernt, noch nicht einmal lesen und schreiben, dafür waren sie auf die noch vorhandene kelto-romanische Elite angewiesen. Noch Karl der Große sprach ausschließlich fränkisch, und mit dem Lesen und Schreiben hatte er es auch nicht so. Trotzdem mußte ein so großes Land weiter regiert und verwaltet werden, d.h. die alte und die neue Führung mußte sich irgendwie verständigen. Aus diesem Verständigungsversuch entstand dann eine Sprache, die zwar romanisch bleibt, aber von den Aussprachegewohnheiten der Franken und auch von der fränkischen Grammatik stark beeinflusst wurde.

Der Fränkische Einfluß auf das Französische

Änderungen des Lautsystems

Die Franken sprechen noch heute eine germanische Sprache, d.h. sie betonen die Stammsilbe eines Wortes, ihre Aussprache ist germanisch vernuschelt, und sie können mit Betonungsstrukturen die Bedeutung von Sätzen ändern.

Die unsaubere Aussprache und die Fähigkeit zur Satzbetonung sind zwei Seiten derselben Medaille, entweder kann ich das eine richtig oder das andere, oder wir suchen einen Kompromiß. Da die Franken das eine nicht konnten und immer noch nicht können, nämlich eine saubere Aussprache der Vokale, und die Romanen das andere nicht konnten, nämlich Silben deutlich unterscheidbar betonen, wurde also ein Kompromiß gesucht und gefunden.

Die Romanen betonten weiter hin fest die vorletzte Silbe der lateinischen Wörter und auch der neuen fränkischen Wörter, sprachen die Vokale sauber aus und reduzierten die unbetonten Endsilben im Endergebnis zu nichts, außerdem lernten sie wieder, komplizierte Konsonantenkombinationen zu sprechen. Zusätzlich schufen sie neue Vokale, die es in den anderen romanischen Sprachen nicht gab und gibt. Diese lautlichen Veränderungen, nachdem sie einmal in Gang gesetzt waren, gingen weit über die Herrschaft der fränkisch sprechenden Franken hinaus.

Diese lautlichen Veränderungen sind aber zunächst (d.h. bis zum zweiten Weltkrieg) auf Nordfrankreich beschränkt. Ich werde hier jetzt einige Beispiele zeigen, sie dienen allerdings ausschließlich der Illustration, denn das gesamte Lautsystem ist betroffen und damit auch das gesamte Vokabular.

Lat > Frz	Latein	Spanisch	Italienisch	Französisch	Deutsch
a > e	caput(a)	cabo	capo	chef/cap	Kopf/Ende
a > a	male	mal	male	mal	schlecht
a > ă	campus	campo	campo	champs	Feld
o > ø	focus	fuego	foco	feu	Feuer
o > y	noctis	noche	notte	nuit	Nacht
o > o	cornu	cuerno	corno	corne	Horn
o > ɔ	bonus	buen	buon	bon	gut
e > ua	regem	rey	re	roi	König
ε > ε	herba	yerba	erba	herbe	Kraut
e > jē	bene	bien	bene	bien	gut
i > ua	digitus	dedo	dito	doigt	Finger
i > i	ridere	reir	ridere	rire	lachen
i > ē	finis	fin	fine	fin	Ende
u > y	murus	muro	muro	mur	Mauer
u > u	dulcis	dulce	dolce	doux	süß
u > ē	unus	uno	uno	un	eins
-ls > -o	animalia	animales	animali	animaux	Tiere

Die Tabelle zeigt die lautliche Entwicklung vom Lateinischen zum Französischen und zum Vergleich jeweils die spanische und italienische Variante desselben Wortes. Alle lateinischen, spanischen und italienischen Wörter sind mehrsilbig, alle französischen sind einsilbig mit Ausnahme von „animaux“. Außerdem zeigt die Tabelle, daß alle französischen Vokale sich verändern, wenn auf den Vokal kein Konsonant (genauer *kein silbenschießender Konsonant*) mehr folgt oder ein [n] oder ein [m] folgt.

Aus dieser Beobachtung folgt zwangsläufig, daß **zuerst die Vokalveränderung** eintreten muß, ehe der Endvokal fallen kann. „*capo“ wird nur zu „chef“, solange das „o“ noch gesprochen wird, gleiches gilt für „*muro“.

„feu“, „nuit“, „roi“ und „doigt“ haben zusätzlich auch den Endkonsonanten verloren. Aus Analogie nehmen wir an, daß die Vokalveränderung vor dem Verlust der Endsilbe eingetreten ist.

Im Umkehrschluß folgt, daß die neuen Nasalvokale [ǣ],[ǫ] und [ǣ] erst nach dem Verlust der Endvokale eingetreten sein können, weil .sonst die normale Anpassung eingetreten wäre, d.h. „**bono**“ wäre zu „***beu**“ geworden und nicht zu „**bon**“

Die letzte Zeile der Tabelle zeigt ein konsonantisches Beispiel, nämlich die Umwandlung der **Kombination [l] + Konsonant zu [o]**, die man auf eine **besondere Aussprache des „l“** zurückführt. Dieses besondere „l“ finden wir heute noch im Siedlungsgebiet der Franken, z.B. in Köln. Auch die ungewöhnliche Aussprache des französischen „r“ am Silbenschuß ist am Niederrhein ebenfalls stark verbreitet, was meine Tochter mir täglich beweist.

Änderungen der Grammatik

Das Französische ist trotz der Frankenherrschaft eine romanische Sprache geblieben, d.h. die grammatische Struktur bleibt grundsätzlich romanisch, aber der radikale Verlust aller Endungen auf Grund der fränkischen Aussprache hat auch grammatische Auswirkungen.

Alle romanischen Sprachen haben deutlich hörbare Personalendungen am Ende aller finiten Verben, deshalb reicht es im Spanischen, „Te quiero.“ für „Ich liebe dich.“ zu sagen, die Bedeutung von „ich“ steckt in der Endung „-o“, ebenso im Bulgarischen „Ne iskam.“ gleich „Ich will nicht.“ Die Bedeutung von „ich“ ist in dem „m“ kodiert. Obwohl es in allen diesen Sprachen auch Personalpronomen gibt, werden diese normalerweise nicht benötigt und deshalb auch nicht gesagt.

Im Französischen ist die Benutzung der Personalpronomen zwingend vorgeschrieben, ähnlich wie im Deutschen und Englischen, weil die Personalendungen keine bedeutungsunterscheidende Wirkung mehr haben. Der Zwang zur Verwendung der Personalpronomen ist eine direkte Folge des fränkischen Einfluß auf die Aussprache des Französischen. Die systematische Verwendung von Personalpronomen muß zwingend dem Verlust der Personalendungen vorausgehen. Schon im ältesten bekannten französischen Text, den Straßburger Eiden von 842 tauchen Subjektspronomen auf. Wir können deshalb davon ausgehen, daß in der gesprochenen französischen Sprache die Benutzung der Personalpronomen damals schon selbstverständlich ist.

Änderungen am Wortschatz

Die Einführung fränkischer Wörter in das Französische hängt in starkem Maße mit der Position der Franken in der Gesellschaft und dem Übergang von der Antike zum christlichen Mittelalter zusammen. Außerdem dokumentiert die Vielzahl an Wörtern aus dem häuslich, bäuerlichen Bereich die Verbundenheit der Franken mit ihrem Heim.

Auf zwei lautlich systematische Zusammenhänge sei hier aber explizit hingewiesen.

- 1.) französische Wörter mit dem Anlaut „h“, die aus dem Fränkischen stammen, wie z.B. „hêtre“ (Buche) „héaume“ (Helm) erlauben weder Liaison noch Elision, so als ob das „h“ immer noch gesprochen würde.
- 2.) Viele französische Wörter, die in der Schrift mit „gue-“ anfangen sind ebenfalls fränkischen Ursprungs: „guêpe“ (Wespe) – „guerre“ (Krieg / Wehr) - „guetter“ (beobachten / wetten)

VOCABULAIRE D'ORIGINE GERMANIQUE

La liste qui suit ne contient pas la totalité ³⁰ des 400 mots germaniques recensés dans la langue parlée en Gaule à date ancienne, car beaucoup d'entre eux, attestés en ancien français, ont aujourd'hui disparu et n'évoqueraient plus rien à nos contemporains (*brant* « lame d'épée », *fuere* « fourreau », *rouche* « iris », etc.).

Parmi ceux qui sont parvenus jusqu'à nous (environ un tiers), on trouve des termes relatifs à :

la guerre et la chevalerie : *bande, baron* « homme brave, mari », *bière* « cercueil », *blason, brandon, convoi, crosse, échanson, éperon, épieu, étrier, félou, fief, flèche, gain, gant, garçon* « domestique », *gars* « soldat, valet, goujat », *gonfanon* « étendard », *guerre, guet, hache, hanap, harangue, heaume, honte, lice, maréchal, marquis, orgueil, rang, sénéchal, trêve ; choisir, éblouir, épargner, fournir, gagner, garder, guetter, haïr, honnir, souiller ;*

la vie des champs : *blé, bois, bûche, fange, fourrage, fourrure, framboise, gerbe, germe, grappe, haie, hameau, hêtre, houe, houx, jardin, marais, osier, roseau, saule, touffe, trappe, troène ; caille, chouette, crapaud, frelon, hanetton, héron, laie, mésange ;*

la vie artisanale : *alène, étai, feutre, filtre, houille, maçon, tuyau ; bâtir, broyer, déchirer, gratter, graver, râper ;*

la vie maritime : *bouée, écume, falaise, flot ;*

les couleurs : *blanc, bleu, blond, brun, fauve, garance* « écarlate », *gris, saur* « jaune-brun, roux » ;

la vie domestique : *banc, beignet, bille, buée, crèche, cruche, écharpe, fard, fauteuil, flacon, froc, housse, lanière, louche, poche, quenotte, soupe ; hanche, flanc, téton ; fluet, frais, gai, laid, long ; broder, danser, guérir, héberger, lécher, regarder, rôtir, têter, trépigner.*

Auch für diese Liste gilt, daß sie viele eigentlich indoeuropäische Wörter enthält, z.B. „**soupe**“ oder sogar falsche, wie z.B. „**flot**“, das zwar mit dem deutschen „Fluß“ zusammenhängen könnte, aber auch mit dem lateinischen „flottis“. Bemerkenswert ist, daß „**valet**“ sowohl in der Liste der keltischen als auch der fränkischen Wörter auftaucht. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß alle Wörter des Französischen, für die man keine lateinische Entsprechung zu finden glaubt, anderen in die Schuhe schieben will. **Außerdem sollte die Liste fränkische Wörter wiedergeben, nicht aber „germanische“.**

Fast alles, was ich bisher über die Veränderung des Lateins zu den romanischen Sprachen gesagt habe, kann so richtig sein, aber es gibt keine wirklichen Beweise dafür, denn im christlichen Westeuropa wird weiterhin lateinisch geschrieben, sicherlich gibt es hier und da Hinweise auf das gesprochene Latein, z.B. in „fehlerhaften“ Grabinschriften, in Wortlisten, sogenannten Glossen, wo das klassische lateinische Wort dem modernen lateinischen Wort gegenübergestellt wird (Die Glossen von Reichenau und Kassel umfassen ca. 1300 solcher Wortpaare). Auch bei späten römischen Schriftstellern finden wir die Nachahmung der Umgangssprache, aber alles das zusammen, verteilt auf mindestens acht Jahrhunderte, ist wie der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Dieses gesprochene Latein wird üblicherweise als „Vulgärlatein“ bezeichnet und entsprechend diffamiert, weshalb ich hier ausschließlich von „gesprochener Sprache“ spreche, denn die Schriftsprache bleibt bis zum hohen Mittelalter ausschließlich das klassische Latein. Genau deshalb kennen wir das gesprochene Latein auch so wenig.

Die Straßburger Eide

Im Jahre 842 nach Christus verschworen sich zwei Enkel Karls des Großen, nämlich Ludwig und Karl gegen ihren Bruder Lothar.

Karl der Große, deshalb heißt er auch der Große, hat nämlich das Frankenreich nach Norden und Osten praktisch verdoppelt. Aus einem Staat, in dem die politische Führung zwar fränkisch, das Volk aber romanisch sprach, war ein Vielvölkerstaat geworden, wobei die eroberten Gebiete alle germanische Dialekte sprachen und sich auch nur mit massiver Überredung (z.B. durch die Ermordung von 4000 Adeligen) zur christlich mediterranen Kultur bekannten. Das Christliche haben sie irgendwann akzeptiert, das Mediterrane bis heute nicht.

Karl der Große hatte ganz nach römischer Rechtsauffassung seinen Sohn Ludwig zum Alleinherrscher bestimmt, dieser aber in fränkischer Tradition das Reich unter seine drei überlebenden Söhne aufgeteilt, wobei Lothar, der älteste Sohn und schon lange Mitregent, die Oberherrschaft beanspruchte, was den beiden jüngeren Brüdern aber nicht gefiel. Also haben sie sich gegen Lothar verbündet und in Straßburg öffentlich und zweisprachig, französisch und fränkisch, sich wechselseitig unverbrüchliche Treue geschworen.

Ludwigs Schwur in französischer Sprache:

„Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun saluament, d'ist di in auant, in quant Deus sauir et podir me dunat, si saluarai eo cist meon fradre Karlo, et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon uol cist meon fradre Karle in damno sit.“

„Si Lodhuuigs sacrament, quae son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo part non lo suon tanit, si io returnar non l'int pois, ne io ne neüls, cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuuig nun li iuer.“

Karls Schwur in fränkischer Sprache

„In Godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi, fon thesemo dage fram-mordes, so fram so mir Got geuuizci indi mahd furgibit, so haldih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu, thaz er mig sosoma duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, zhe minan uuillon imo ce scadhen uuerhen.“

„Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Ludhuuuige gesuor, geleistit, indi Ludhuuuig min herro, then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es iruuenden ne mag, noh ih noh thero nohhein, then ih es iruuenden mag, uidhar Karle imo ce follusti ne uuirdit“

Übersetzung

„Aus Liebe zu Gott und für das Christenvolk und in unser beider Interesse, unterstütze ich vom heutigen Tage an und in Zukunft, in so weit mir Gott das Wissen und die Macht dazu verleiht, diesen meinen Bruder Karl in allen Angelegenheiten, wenn er Hilfe braucht, so wie ein Mann von Rechts wegen seinen Bruder unterstützen muß, wenn auch er mich in gleicher Weise unterstützt. Und ich werde mit Lothar keine Vereinbarung treffen, die mit meiner Zustimmung diesem meinem Bruder Karl Schaden zufügt.“

„Wenn Ludwig den Eid hält, den er seinem Bruder Karl schwört, aber Karl, mein Herr, seinen bricht, und ich ihn davon nicht abhalten kann, dann werden weder ich noch sonst jemand, den ich davon abhalten kann, ihm gegen Ludwig folgen.“

Der erste Abschnitt ist offensichtlich der Schwur der beiden Brüder, der zweite Abschnitt der Schwur der jeweiligen Gefolgsleute. Also Ludwig schwört seinem Bruder Karl zu helfen und die Anhänger Karls schwören, diesen nicht gegen Ludwig zu unterstützen, wenn dieser den Schwur hält und umgekehrt.

Leider verfügen wir nicht über das Original der Texte, sondern lediglich um eine ca. 100 Jahre später verfaßte Abschrift der beiden Texte, und bei der Abschrift sind offensichtlich Fehler in das Manuskript gekommen, denn es ist undenkbar, daß ein juristischer Text auf höchster politischer Ebene neben „cist meon fradre **Karlo**“ auch „cist meon fradre **Karle**“ zuläßt. Weitere Abweichungen sind „**fradra**“ neben „**fradre**“, „**eo**“ neben „**io**“, „**non**“ neben „**nun**“. **Diese Fehler müssen bei der Abschrift entstanden sein, aus welchem Grunde auch immer.**

Der fränkische Einfluß auf den Text ist größer, als er später tatsächlich erhalten bleibt, so stehen beide Adjektive ohne Genusmarkierung vor dem Nomen, im Gegensatz zu den Mengenangaben, und die Verwendung der Personalpronomen ist zumindest auffällig. Außerdem ist die Kombination „cist meon fradere“ - „diesen meinen Bruder“ im heutigen französisch nicht möglich.

Das Rolandslied

Cumpainz Rollant, l'olifan car sunez,
Si l'orrat Charles, ferat l'ost returner,
Succurat nos li reis od sun barnét!«
Respont Rollant: »Ne placet Damnedeu
Que mi parent pur mei seient blasmét,
Ne France dulce ja chéèt en viltét.
Einz i ferrai de Durendal asez,
Ma bone espee, que ai ceint al costét;
Tut en verrez le brant ensanglentét.
Felun paien mar i sunt asemblez:

Jo vos plevi, tuz sunt a mort livre. Aoi.

Cumpainz Rollant, sunez vostre olifan,
Si l'orrat Carles, ki est as porz passant!
Je vos plevi, ja returnerunt Franc.«
Ne placet Deu, ço li respunt Rollant, ...

Mon cher ami Roland, sonnez donc l'olifant,
Si Charles l'entend, il reviendra avec son armée
Et le Roi avec ses barons viendra à notre secours.
Roland lui répond: Ne plaise à Dieu
Que je fasse honte à mes parents
Ni que la douce France soit déshonorée.
Je ferai un mal fou avec Durandal,
Ma bonne épée, que je porte à mon côté.
Vous en verrez toute la lame ensanglantée.
Ces traîtres de païens, pour leur malheur ils sont ras-
semblés là.

Je vous jure qu'ils sont tous voués à la mort.

Mon cher ami Roland sonnez votre olifant.
Si Charles qui est en train de passer le col l'entend,
je vous, jure les Francs vont revenir à l'instant.
Voilà ce que lui répond Roland: Ne plaise à Dieu,...

„Das Rolandslied“ ist der Text eines unbekannten Autors, der wahrscheinlich um 1100 nach Christus aufgeschrieben, aber wahrscheinlich schon viel früher mündlich vorgetragen wurde. Er erzählt die wahre Geschichte vom Tode Rolands eines Neffen Karls des Großen, aber Roland wird nicht wie in Wirklichkeit von den Basken, sondern von den Sarazenen getötet. Das ist politisch sehr geschickt, denn die Christenheit schickt sich gerade an, den ersten Kreuzzug zu organisieren.

Das Rolandslied ist der erste große Text in französischer Sprache und steht zu Beginn einer umfangreichen Literatur des Mittelalters. Obwohl der Text noch sehr alt ist, enthält er sprachliche Elemente, die heute als „**umgangssprachlich**“ bezeichnet werden, wie z.B. das Wort „**cumpainz = copain**“ statt „ami“ oder „**ço = ça**“ statt „cela“. Liest man den Text in moderner Aussprache vor, ist er weitgehend für einen gebildeten Franzosen verständlich, etwas was für die Straßburger Eide keinesfalls gilt (Wann waren juristische Texte jemals verständlich?).

Der Autor des Textes ist uns unbekannt und deshalb auch Ort und Zeitpunkt der Entstehung.

Der Autor der nächsten beiden Texte ist uns wohl bekannt, auch wenn sein Geburts- und Todesjahr nicht sicher sind, nämlich Chrétiens de Troyes *1135? – 1190 ?, der wahrscheinlich bedeutendste Schriftsteller des Altfranzösischen.

Beide Texte laut vorgelesen in moderner Aussprache sind für einen gebildeten Franzosen kein Verständnisproblem, teilweise weicht die moderne Übersetzung vom Original ab, z.B. wird im Tristan „**sor mer**“ mit „**dominant la mer**“ übersetzt, statt mit „**sur mer**“, eine unnötige Verschlimmbesserung.

Erkennbar ist, daß zumindest in höfischer Schriftsprache Reste des lateinischen Kasusystems in maskulinen Nomen und Pronomen noch vorhanden sind, wenn denn das Endungs- „s“ ausgesprochen wird.

(Zeile 19) „ses menéor**s**“ = Akkusativ Plural

(Zeile 26) „s'épée“ = Akkusativ Singular

(Zeile 15) „un éscureus“ = Nominativ Singular

(Zeile 43) „cil mont“ = Nominativ Plural (singularisch übersetzt)

(Zeile 7) „cil“ = Nominativ Plural

(Zeile 6) „ceus**s**“ = Akkusativ Plural

Heute fallen fast alle vier Formen im Akkusativ Singular zusammen, erhalten geblieben sind einige Akkusativ Plural Formen wie „animaux“ – „ceux“ und „travaux“.

Le saut de la chapelle

De *Tristan et Iseut* on ne retient d'ordinaire que le roman d'une passion exigeante et fatale ; mais, surtout dans l'œuvre de BÉROUL, Tristan nous apparaît aussi comme un *beau chevalier d'aventure* dont les exploits romanesques devaient ravir un public encore sensible à la rudesse de la vieille épopée.

Oez, seignors, de Dam-le-Dé
Comment il est plains de pitié,
Ne vieut pas mort de péchéor :
Recéu out le cri, le plor
5 Que faisoient la pouvre gent
Por ceus qui eirent a torment.
Sor la voie par ou cil vont
Une chapele est sor un mont,
U coin d'une roche est asise,
10 Sor mer ert faite devers bise.
La part que l'en clame chantel
Fu asise sor un moncel ;
Outre n'out rien fors la faloise.

Écoutez, seigneurs, du Seigneur Dieu
Comme il est plein de pitié
Et ne veut pas la mort du pécheur :
Il entendit le cri, le pleur
Que faisaient les pauvres gens 5
Pour ceux qui étaient à la torture.
Près du chemin par où ils vont
Une chapelle est sur un mont,
Au coin d'une roche assise,
Dominant la mer, face à la bise. 10
La partie qu'on appelle chantel
Était posée sur un monticule.
Au delà, plus rien : la falaise.

Cil mont est plain de pierre a aise.
15 S'un escureus de lui sausist,
Si fust-il mort, ja n'en garist.
En l'adube out une verrine
Q'un sainz i fist por pèritie.
Tristran ses menéors apele :
20 « Seignors, vez-ci une chapele.
Por Deu ! quar m'i laisiez entrer.
Près est mes termes de finer ;
Preerai Deu qu'il merci ait
De moi, quar trop li ai forfait.
25 Seignors, n'i a que ceste entrée.
A chascun voi tenir s'espée :
Vos savez bien ne pus issir,
Par vos m'en estuet revertir ;
Et quand je Dé proié aurai,
30 A vos ici lors revendrai. »
Or a l'un d'eus dit a son per :
« Bien le poon laisier aler. »
Les lians sachent ; il entre enz.
Tristan ne vait pas comme lenz :
35 Triès l'autel vint a la fenestre,
A soi l'en traist a sa main destre,
Par l'ouverture s'en saut hors.
Mex veut sallir que ja ses cors
Soit ars, voiant tel aünée.
40 Seignors, I. grant pierre lée
Out u mileu de cel rochier.
Tristran i saut molt de légier.
Li vens le fiert entre les dras,
Qui'l defent qu'il ne chie a tas.
45 Encor claïment Cornevalan
Cele pierre « le Saut Tristran »...
Tristran saut sus, l'araine ert mobile...
Cil l'atendent defors l'iglise,
Mais por noient : Tristran s'en vet !
50 Bele merci Dex li a fait.
La rivière granz sauz s'enfuit :
Molt par ot bien le feu qui bruit !
N'a corage que il retort :
Ne puet plus corre que il cort.

Ce mont est tout plein de pierre.
Si un écureuil eût sauté de là, 15
Il eût péri, sans rémission.
Dans l'abside était une verrière
Qu'un saint y fit avec habileté.
Tristan dit à ceux qui le mènent :
« Seigneurs, voici une chapelle. 20
Pour Dieu ! Laissez-moi entrer.
Ma vie approche de son terme ;
Je prierai Dieu qu'il ait pitié
De moi, qui l'ai tant offensé.
Seigneurs, il n'y a que cette entrée. 25
Chacun de vous tient son épée :
Vous savez bien que je ne peux sortir
Sans repasser devant vous ;
Et quand j'aurai prié Dieu,
Alors, je reviendrai ici, vers vous. » 30
L'un d'eux dit à son compagnon :
« Nous pouvons bien l'y laisser aller. »
Ils ôtent ses liens ; il entre.
Tristan ne va pas lentement !
Derrière l'autel, il va à la fenêtre, 35
La tire à lui de sa main droite
Et, par l'ouverture, il saute dehors.
Plutôt sauter que [de voir] son corps
Brûlé, sous les yeux de telle assemblée !
Seigneurs, une grande pierre large 40
Était au milieu de ce rocher.
Tristan y saute très légèrement.
Le vent s'engouffre dans ses habits
Et l'empêche de tomber lourdement.
Les Cornouaillais appellent encore 45
Cette pierre « Le Saut de Tristan »...
Tristan saute : le sable était mou...
Les autres l'attendent devant l'église,
Mais en vain : Tristan s'en va !
Dieu lui a fait une belle grâce. 50
Sur le rivage, à grands sauts, il s'enfuit :
Il entend bien le feu qui bruit !
Il n'a pas le cœur à retourner :
Il ne peut courir plus vite qu'il ne court.

Dieser zweite Text von Chrétiens de Troyes klingt allein schon wegen seiner sozialkritischen Thematik absolut modern und ist uns deshalb auch vertrauter. Auch hier gilt das bisher Gesagte, der Text ist weitgehend verständlich bei moderner Aussprache.

LE CHEVALIER AU LION

69

L'AVENTURE

Yvain épouse la veuve, mais entraîné par Gauvain, il se laisse reprendre par le goût de l'aventure : Laudine consent à le laisser partir, à condition qu'il revienne au bout d'un an. L'année écoulée, Yvain oublie son serment et sa dame lui interdit de reparaitre. Yvain est alors pris de folie ; il erre dans les bois, demi-nu. Il sauve un lion aux prises avec un serpent ; la noble bête s'attache à lui, l'accompagne partout et combat ses ennemis. Pour tous il est désormais le « CHEVALIER AU LION », dont les exploits se multiplient. Il libère les tisseuses de soie des maîtres sans cœur qui leur imposent des travaux épuisants.

Complainte des Tisseuses de soie

Dans la légende primitive, ces ouvrières, captives de deux diables dans le CHATEAU DE PESME-AVENTURE¹, étaient, croit-on, des âmes prisonnières de l'Enfer : le héros devait les délivrer, comme dans tant de légendes mythologiques. CHRÉTIEN DE TROYES aurait transposé dans la claire réalité la brumeuse légende celtique, et c'est la *complainte des tisseuses de soie*, dans les ateliers de Champagne ou d'Artois, qu'il nous fait entendre. La poésie y perd peut-être de son mystère, mais quelle émouvante protestation — chez ce poète de la belle société — contre la misère ouvrière au XII^e siècle !

Toz jorz dras de soie tistrons
Ne ja n'an serons miaux vestues.
Toz jorz serons povres et nues
Et toz jorz fain et soif avrons ;
Ja tant gaeignier ne savrons,
Que miaux an aiiens a mangier.
Del pain avons a grant dangier
Au main petit et au soir mains,
Que ja de l'uevre de noz mains
10 N'avra chascune por son vivre
Que quatre deniers de la livre.
Et de ce ne poons nos pas
Assez avoir viande et dras ;
Car, qui gaaigne la semaine
Vint souz, n'est mie fors de painne.
Et bien sachiez vos a estroz
Que il n'i a celi de nos
Qui ne gaaint vint sous ou plus,
De ce seroit riches uns dus !
20 Et nos somes an grant poverte,
S'est riches de nostre deserte
Cil por cui nos nos traveillons.
Des nuiz grant partie veillons
Et toz les jorz por gaeignier ;
Qu'an nos menace a maheignier
Des manbres, quant nos reposons,
Et por ce reposer n'osons.

Toujours draps de soie tisserons² :
Jamais n'en serons mieux vêtues.
Toujours serons pauvres et nues
Et toujours fain et soif aurons ;
Jamais tant gagner ne saurons
Que mieux en ayons à manger.
Du pain avons à grand dangier³,
Au matin peu et au soir moins :
Jamais de l'œuvre de nos mains
N'aura chacune pour son vivre
10 Que quatre deniers de la livre⁴.
Et de ce ne pouvons-nous pas⁵
Assez avoir viande⁶ et draps ;
Car, qui gagne [dans] la semaine
Vingt sous⁷, n'est mie⁸ hors de peine.
Et sachez vraiment a estrouz⁹
Qu'il n'y a celle¹⁰ d'entre nous
Qui ne gagne vingt sous au plus :
De cela serait riche un duc¹¹ !
Et nous sommes en grand' poverte¹² : 20
S'enrichit de notre deserte¹³
Celui pour qui nous travaillons.
Des nuits grand'partie nous veillons
Et tout le jour, pour [y] gagner ;
On nous menace a maheignier¹⁴
Nos membres, quand nous reposons,
Et pour ce reposer n'osons¹⁵.

Le Chevalier au Lion (v. 5298-5327).

— 1 « La Pire-Aventure » (*pessima*). — 2 Le texte est modernisé et très légèrement adapté. On remarquera la netteté éloquente de ces formules antithétiques et parfois l'accent très moderne de la protestation. — 3 Peine. — 4 Pour une livre d'ouvrage. — 5 Nous ne pouvons pas. — 6 Nourriture (prononcer : *vi-ande*) ; *draps* : vêtements. — 7 Effet obtenu par le rejet ? —

8 Pas. — 9 Clairement ; nous utilisons, pour la rime, la forme *estrouz* qui existe, à côté de *estroz*. — 10 Pas une. — 11 Exclamation ironique. — 12 Pauvreté. — 13 Mérite, service. — 14 De maltraiter, de mutiler. — 15 M. G. Cohen rapproche ce poème de la célèbre « *Chanson de la Chemise* » (Song of the Shirt) du poète anglais Thomas Hood (1843).

Le iij. est des deus régions
le iiii. est de la beaute mandeue
Le v. est de la chambre de vie et des troys hyppiers
le vi. est des troys palais qui estoient au chastel
Le vii. des v. maistres de nature
le viii. de la gaicte du chastel
le ix. de la cite bone franche et des troys palais n du noble chastelet
Le x. estoit la fontaine de liberte et des vii. belles dames
Le xi. estoit du frere qui sermonnoit

Rebrixe du second liure

Le liure est appelle la guerre du siecle qui contient xiii. chapitres
Le premier fut comme toute ioye fut tournee a douleur
le ii. fut de la venue au prince denfer et des vii. barons et de ses ser-
gens et comme chascun estoit a compaignie
Le iii. comme celui print la seigneurie de la terre
le iiij. comme les vii. champions au roy de bonne vie vindrent
encontre le prince pour deffendre le pais
Le v. fut la tanceon des bons et des mauuair
le vi fut come le roy de sapiece edoctrina les gēz sur le fait de la guerre
Le vii. fut comme le prince denfer desconfit la bataille
et gaigna le pais.
le viii. fut comme le roy des vertus et les gens se alerent vers
le noble pais.
Le ix. fut comme le prince denfer fist les loys
Et fist dunc voluntairieux roy de fortune qui balsa toutes les
bonnes coustumes
le x. fut des deux hommes naures
Le xi. fut de la parolle des b. iours

Jean Dupin

Rondeau

*On doit le temps ensi prendre qu'il vient,
Tout dis ne poet durer une fortune.*

*Un temps se part, et puis l'autre revient.
On doit le temps ensi prendre qu'il vient.*

*Je me conforte a ce qu'il me souvient
Que tous les mois avons nouvelle lune.
On doit le temps ensi prendre qu'il vient.
Tout dis ne poet durer une fortune.*

Reigen

*Man muß die Zeit nehmen, wie sie kommt,
Das Glück kann nicht immer währen.*

*Eine Zeit vergeht, und dann kommt eine andere,
Man muß die Zeit nehmen, wie sie kommt,*

*Ich tröste mich mit der Erinnerung daran,
daß es jeden Monat wieder Neumond gibt.
Man muß die Zeit nehmen, wie sie kommt,
Das Glück kann nicht immer währen.*

Die Rechtschreibhilfe von „Word“ meckert in dem französischen Text aus dem 14. Jahrhundert nur „poet“ statt (peut) und „ensi“ statt „ainsi“ an, trotzdem haben Franzosen auch mit „tout dis“ Schwierigkeiten, denn die heutige Form davon ist „toujours“ (immer), obwohl auch „dis“ (Tag) heute noch existiert, wie z.B. in „lundi“ (Montag). Von den Straßburger Eiden zum Rolandslied sind es ca. 250 Jahre und dann noch einmal 250 Jahre bis zu dem Reigen. Zwar gibt es im Hohen Mittelalter eine Wiederbesinnung auf das Latein der Ahnen, gestützt vor allem durch die Gründung von Universitäten, aber auch eine starke Durchdringung literarischer Texte mit der Volkssprache.

Der Text von Jean Dupin hat schon eine ungewöhnlich moderne Rechtschreibung, bedauerlicherweise sind Datierungen bei diesem Autor offensichtlich sehr schwierig, jedenfalls gibt „Gallica“ die von mir genannten Daten an, ziemlich sicher ist nur, daß er zur Zeit des französischen Königs Charles V (1338 – 1380) und des Papstes Benoît XII (1285 – 1342) gelebt haben könnte.

Der Text „Ballade des Dames du Temps Jadis“ (Die Geschichte großer Frauen von damals) von François Villon (1431 – 1461) wird im 20. Jahrhundert von George Brassens vertont und im Original gesungen.

In den aufblühenden Städten werden immer mehr juristische und kaufmännische Texte in der Volkssprache abgefaßt.

*Dites-moi: où, n'en quel pays
Est Flora la belle Romaine,
Alcibide, ne Thaïs,
Qui fut sa cousine germaine?
Echo, parlant quand bruit on mène
Dessus rivière ou sur étang,
Qui beauté eut trop plus qu'humaine?
Mais où sont les neiges d'antan?*

*Où est la très sage Héloïse
Pour qui fut châtré, puis moine,
Pierre Abélard à Saint-Denis?
Pour son amour eut cette esoyne. (épreuve)
Semblablement, où est la Roïne
Qui commanda que Buridan
Fût jeté en un sac en Seine?
Mais où sont les neiges d'antan?*

*La Reine blanche comme lis
qui chantait à voix de sirène,
Berthe au grand pied, Bietris, Alis,
Haremburgis qui tint le Maine,
Et Jeanne la bonne Lorraine
Qu'Anglais brûlèrent à Rouen?
Où sont-ils, Vierge souveraine?
Mais où sont les neiges d'antan?*

*Prince, n'enquérez de semaine
Où elles sont, ni de cet an,
Qu'à ce refrain ne vous remaine:
Mais où sont les neiges d'antan?*

Explications:

- Flora:** déesse latine et courtisane romaine
Alcibide: stratège grec considéré comme femme au moyen âge. (5.s. av. JC)
Thaïs: courtisane d'Alexandre et de Ptolémée, roi d'Egypte (3.s. av. JC)
Echo: une nymphe qui aimait Narcisse, transformée en rocher par chagrin d'amour.
Héloïse et Pierre Abélard: un amour interdit qui finit tragiquement entre un homme âgé et une jeune fille (XII^{ème})
Buridan: recteur de l'université de Paris au XIII^{ème} siècle
La Reine: Jeanne de Navarre, épouse de Philippe le Bel (XIII^{ème} siècle)
Berthe
au grand pied: la mère de Charlemagne (VIII^{ème} siècle)
Bietris: Béatrix de Bourgogne, femme de l'empereur Frédéric I (Barberousse) (XII^{ème} s.)
Alis: Alix de Champagne, la mère de Philippe Auguste (XI^{ème} s.)
Haremburgis: la comtesse du Maine

De Soy Mesme

Plus ne suis ce que j'ay esté,
Et ne le sçauerois jamais estre;
Mon beau printemps et mon esté
Ont fait le sault par la fenestre.
Amour, tu as esté mon maistre:
Je t'ai servi sur tous les dieux.
O si je pouvois deux fois naistre,
Comme je te servirois mieulx!

Dieser Text könnte auch gestern geschrieben sein, es gibt nichts mehr, was ihn von einem heutigen Text unterscheidet, trotzdem meckert „Word“ zwölfmal die Rechtschreibung an. Wir befinden uns in der Renaissance, und die Franzosen haben wieder entdeckt, daß ihr Französisch einstens Latein gewesen ist. Jetzt fügen sie, um die Herkunft der Wörter aufzudecken, Laute ein, die seit Jahrhunderten nicht mehr gesprochen werden, oder einfach falsch sind, wie das „ç“ in „sçauerois“. Diese die Herkunft herausstellende Schreibweise ist bis heute die französische Standardschrift und die Ursache für unendlich viel Leid und Probleme in der Grundschule. In dem Text von Marot muß man nur wenig ändern, z.B. die Schreibung „-ais“ statt „-ois“, die Voltaire 200 Jahre später durchgesetzt hat, oder man ersetzt die Schreibung „-st“ durch „^t“, wobei unter dem „^“ der Vokal vor dem ausfallenden „s“ zu stehen kommt.

Ich ganz persönlich glaube, in „Kenntnis der menschlichen Natur“, wie Joachim Fernau sagen würde, daß diese Schreibweise vor allem den Schriftsetzern nützlich war, denn sie wurden pro Zeile bezahlt und längere Wörter führten automatisch zu mehr Zeilen und so zu mehr Knete. Alle später durchgeführten Reformen der französischen Orthographie führten immer zu dem erbitterten Widerstand des Druckgewerbes. Falsche Schreibungen wie oben existieren bis heute in der französischen Orthographie, wie z.B. „vingt“ aus Lateinisch „viginti“.

Erst seit sehr kurzer Zeit entsteht eine neue französische Orthographie, vorbei an staatlichen Institutionen, wie Schulen und Académie Française, nämlich im Bereich der Computerkommunikation, in Form von Emails und Chats (bezeichnenderweise meckert Word das Wort „chats“ als fehlerhaft an), sie erinnert in ihrer Vielfalt an Texte aus dem Mittelalter.

Der folgende Text ist absolut modern unter fast allen Gesichtspunkten, lediglich der Gebrauch des Subjonctif imparfait, wie z.B. in der zweiten Zeile „..., que vous m'aidassiez“ (den Word gar nicht anmeckert, obwohl diese Form fast allen Franzosen unbekannt ist) ist heute vollkommen unüblich geworden. Man kann sogar sagen, daß dieser Text z.B. im Gebrauch des passé composés (das französische Perfekt) richtiger ist als viele spätere Texte vor allem aus dem 19. und 20. Jahrhundert, in denen statt des passé composé ein falsch gebrauchtes passé simple steht.



Le Bourgeois gentilhomme

Monsieur Jourdain: ... Il faut que je vous fasse une confidence. Je suis amoureux d'une personne de grande qualité, et je souhaiterais que vous m'aidassiez à lui écrire quelque chose dans un petit billet que je veux laisser tomber à ses pieds.

Maître de Philosophie: Fort bien.

Monsieur Jourdain: Cela sera galant, oui?

Maître de Philosophie: Sans doute. Sont-ce des vers que vous lui voulez écrire?

Monsieur Jourdain: Non, non, point de vers.

Maître de Philosophie: Vous ne voulez que de la prose?

Monsieur Jourdain: Non, je ne veux ni prose ni vers.

Maître de Philosophie: Il faut bien que ce soit l'un ou l'autre.

Monsieur Jourdain: Pourquoi?

Maître de Philosophie: Par la raison, Monsieur, qu'il n'y a pour s'exprimer que la prose ou les vers.

Monsieur Jourdain: Il n'y a que la prose ou les vers?

Maître de Philosophie: Non, Monsieur: tout ce qui n'est point prose est vers; et tout ce qui n'est point vers est prose.

Monsieur Jourdain: Et comme l'on parle, qu'est-ce que c'est donc que cela?

Maître de Philosophie: De la prose.

Monsieur Jourdain: Quoi? Quand je dis: «Nicole, apportez-moi mes pantoufles et me donnez mon bonnet de nuit», c'est de la prose?

Maître de Philosophie: Oui, Monsieur.

Monsieur Jourdain: Par ma foi! Il y a plus de quarante ans que je dis de la prose sans que j'en susse rien et je vous suis le plus obligé du monde de m'avoir appris cela. Je voudrais donc lui mettre dans un billet: Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour; mais je voudrais que cela fût mis d'une manière galante, que cela fût tourné gentiment.

Maître de Philosophie: Mettre que les feux de ses yeux réduisent votre cœur en cendres; que vous souffrez nuit et jour pour elle les violences d'un ...

Monsieur Jourdain: Non, non, non, je ne veux point tout cela; je ne veux que ce que je vous ai dit: Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour.

Maître de Philosophie: Il faut bien étendre un peu la chose.

Monsieur Jourdain: Non, vous dis-je, je ne veux que ces seules paroles-là dans le billet; mais tournées à la mode, bien arrangées comme il faut. Je vous prie de me dire un peu, pour voir, les diverses manières dont on peut les mettre.

Maître de Philosophie: On les peut mettre premièrement comme vous avez dit: Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour. Ou bien: D'amour mourir me font, belle marquise, vos beaux yeux. Ou bien: Vos yeux beaux d'amour me font, belle marquise, mourir. Ou bien: Mourir vos beaux yeux, belle marquise, d'amour me font. Ou bien: Me font vos beaux yeux mourir, belle marquise, d'amour.

Monsieur Jourdain: Mais de toutes ces façons-là, laquelle est la meilleure?

Maître de Philosophie: Celle que vous avez dite: Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour.

Monsieur Jourdain: Cependant, je n'ai point étudié, et j'ai fait cela tout du premier coup. Je vous remercie de tout mon cœur, et vous prie de venir demain matin de bonne heure.

Molière, 1670

Jouez la scène

Vom Beginn der Neuzeit bis heute

Eigentlich könnte man die Geschichte der französischen Sprache hier beenden, ab dem 16. Jahrhundert sind alle Texte zumindest verständlich für heutige Franzosen, aber wir müssen noch einige Ereignisse anführen und besprechen. Teilweise liegt die Ursache zu der Veränderung schon im Mittelalter, sie wirkt sich aber erst durch die Erfindung des Buchdrucks, die Gründung von Universitäten oder den Folgen der Kreuzzüge aus. Teilweise erfahren wir von diesen Veränderungen erst zu einem viel späteren Zeitpunkt, weil mündliche Belege bekanntlich flüchtig sind und Veränderungen der Volkssprache nur sehr langsam in die Schriftsprache eindringen, wir aber die Existenz des Wortes „sucre“ im Französischen nur mit einem Beleg begründen können.

Die Karolingische Renaissance und ihre Folgen

Die erste große Sprachreform, die im Frankenreich erfolgreich durchgesetzt wurde, war die sogenannte **karolingische Renaissance**. Sie wurde von Karl dem Großen angeordnet und dem britischen Mönch Alcuin in Tours durchgeführt. Diese Reform sollte eigentlich zur **Rückbesinnung auf das klassische Latein** führen, d.h. die Volkssprache zurückdrängen, tatsächlich hat sie dieses Ziel nie erreicht, aber dazugeführt, daß aus dem klassischen Latein stammende Wörter in die Volkssprache in ihrer ursprünglichen Form wieder eingeführt wurden.

Dieser Rückgriff auf das klassische Latein und später auch auf das Altgriechische beginnt wahrscheinlich im 12. Jahrhundert mit der Gründung der Sorbonne und dauert immer noch an, er **ist bis heute die Hauptquelle für neue Begriffe**, vor allem in wissenschaftlichen und technischen Bereichen.

Daneben verdanken wir Alcuin die heutige Getrennschreibung der Wörter, die übliche Kleinschreibung, nur am Satzanfang und bei Eigennamen schreibt man groß, ist ebenfalls sein Werk.

Wie so oft bei großen Reformen verfehlen sie ihre eigentlichen Absichten, haben aber unerwartete Nebenwirkungen, die schließlich zur Hauptwirkung werden, denn tatsächlich wird heute in Frankreich Französisch und nicht Latein gesprochen, ein Wochenendausflug nach Paris wird wohl jeden davon überzeugen, aber gleichzeitig wird dieses Französisch mit einer schier unendlichen Zahl an „Fremdwörtern“ angereichert, darunter vielen, die schon existieren, ähnlich wie im Deutschen „Keller“ und „Zelle“ auf dasselbe lateinische Wort zurückgehen (cella) oder Cannabis und Hanf oder Kopf, Chef und Kapillar die alle auf das lateinische Wort „caput“ = deutsch „Haupt“ zurückgehen, wobei der innere Zusammenhang den meisten Sprechern des Französischen oder Deutschen gar nicht auffällt und meist zu großem Erstaunen führt.

Die folgende Liste von Henriette Walter kann nur einen winzigen Ausschnitt des Sachverhalts verdeutlichen, denn die Zahl der entlehnten Wörter ist wahrscheinlich deutlich größer als die Zahl der ursprünglichen Wörter. Das hängt damit zusammen, daß die neuen Wörter meistens produktiv sind, d.h. man kann von ihnen sehr leicht Ableitungen bilden, u.z. nach modernem als auch nach traditionellem Muster:

Beispiel:	Demokratie	Volksherrschaft
	demokratisch	* volksherrschaftlich
	undemokratisch	* unvolksherrschaftlich
	antidemokratisch	* gegenvolksherrschaftlich
	Demokratisierung	* Vervolksherrschaftlichung
	Demokrat	* Volksherr

Die Ableitungen, die mit „Demokratie“ möglich sind, sind mit dem deutschen Wort „Volksherrschaft“ unmöglich, das könnte z.B. daran liegen, daß jeder Deutschsprachige genau versteht, was „Volksherr-

schaft“ bedeutet, nämlich Herrschaft durch das Volk, dann kann ein Demokrat aber kein *Volksherr sein und Demokratisierung ist eine Perversion von Demokratie, wenn man Demokratie genauso wörtlich nähme wie Volksherrschaft.

Kurz und bündig, diese fremden Wörter sind deshalb so kontaktfreudig, weil wir anders als bei Erbwörtern eben nicht den Unsinn oder sogar den Widersinn spüren, der durch die Beliebigkeit der Bindung entstehen kann.

D'OÙ VIENT LE FRANÇAIS ?

99

LES DOUBLETES NE SONT PAS DES CLONES

Des formes comme *fragile* et *frêle* sont appelées des doublets parce qu'elles proviennent d'un même mot latin. L'une des formes est l'aboutissement de la forme ancienne, après évolution phonétique (FRAGILEM > *frêle*), l'autre est un emprunt direct au latin, à une époque ultérieure (FRAGILIS > *fragile*).

Mais les doublets ne sont pas des clones, c'est-à-dire qu'ils ne sont pas des copies conformes. Ils ont le plus souvent des sens différents.

Doublets formés au XVI^e siècle

ACER	→ aigre → âcre	AMYGDALA	→ amande → amygdale	ARTICULUM	→ orteil * → article
CAPSA	→ chasse → caisse	CLAVICULUM	→ cheville → clavicule	FRICTIONEM	→ frisson → friction
MINISTERIUM	→ métier → ministère	PEDESTREM	→ piètre, pitre → pédestre	POTIONEM	→ poison → potion
RESPECTUM	→ répit → respect	SCALA	→ échelle → escale	STRICTUM	→ étroit → strict

Formations plus anciennes

au XI ^e	ABSOLUTUM	→ absous → absolu	au XII ^e	ADVOCATUM	→ avoué → avocat
au XIII ^e	CAPITALEM	→ cheptel → capital	au XIV ^e	SINGULARIS	→ sanglier → singulier
au XV ^e	CAPTIVUM	→ chétif → captif			

Formations récentes

TRACTATUM	→ traité → tract	AUSCULTARE	→ écouter → ausculter
-----------	---------------------	------------	--------------------------

* *Orteil* probablement sous l'influence du gaulois (cf. encadré, p. 29).

Entlehnung von Wörtern aus anderen Sprachen

Die Entlehnung von Wörtern aus dem Lateinischen empfinden die Franzosen, Italiener und Spanier nicht als Fremdwörter, obwohl sie es tatsächlich sind, sondern als heimisch. Die Entlehnung lateinischer Wörter aus dem Englischen wird aber als Fremdwort empfunden.

Produkt-, Wissens- und Wortexport

Mit ihren Produkten verkaufen die Völker auch die Wörter, die diese Produkte bezeichnen. Gleiches gilt für Wissen, Ideen und Fähigkeiten.

Deshalb haben wir mit dem Produkt „Wodka“ auch das Wort „Wodka“ von den Russen übernommen. Wodka ist zwar eine besondere Art von Schnaps, aber niemand käme auf die Idee Wodka z.B. „Kartoffel“, zu nennen, in Analogie zum guten „Korn“ oder „Weizen“, obwohl Wodka gar nicht unbedingt aus vergorener Kartoffel hergestellt sein muß, er wird meistens aus Weizenmaische hergestellt. Gleiches gilt für Champagner, Cognac, Genever, Gin, Grappa, Pastis, Sherry, Slivovitz, Whisky und Whiskey, immer wird mit einem Produkt oder einem Verfahren auch der Name übernommen. Dabei spielt es auch nicht unbedingt eine Rolle, ob es ein solches Produkt nicht schon gibt, wie z.B. bei Genever und Gin, die hier Wacholder heißen. Sogar Dublettenbildung ist möglich, wie z.B. in Geige und Violine. Manchmal kommt sogar ein exportiertes Produkt als Reimport zurück, wie „Quiche“, ursprünglich als Lothringer „Küchle“ nach Frankreich exportiert, kommt dieses als „Quiche Lorraine“ wieder nach Hause.

Der französische Staat hat sich ab 1970 gegen den Import von englischen Wörtern ins Französische sogar gesetzlich zur Wehr setzen wollen, aber nur mit sehr geringem Erfolg.

In seltenen Fällen gelangen auch grammatische und komplexe lexikalische Strukturen in eine fremde Sprache, so z.B. der Ausdruck „Wir sehn uns.“ vom Englischen ins Deutsche oder **die Angleichung des Partizip Perfekt an ein vorausgehendes direktes Objekt aus dem Italienischen ins Französische wie in „Martine, je l'ai vue ce matin“**. Solche Strukturen haben es aber wesentlich schwerer in der fremden Umgebung zu überleben als die fremden Wörter.

Entlehnungen aus dem Arabischen

Die Kreuzzüge brachten zwangsläufig die Christen Westeuropas in Kontakt mit der wesentlich höher stehenden Kultur der arabischen Welt, die durch die Angriffe der Türken militärisch stark geschwächt war. Viele dieser Wörter sind auf dem Umweg über Venedig oder Genua, bzw. Spanien nach Frankreich und Deutschland gekommen. Die folgende Liste ist wiederum dem Buch von Henriette Walter entnommen.

Am Beispiel der Worte „Zucker“, „sucre“, „sugar“ möchte ich noch einmal etwas Essig in den Wein schütten. Sicherlich wird Zucker in der arabischen Welt vor allem in der Patisserie sehr viel früher als in Europa eingesetzt, die Europäer süßen mit Honig. Trotzdem gibt es Erbwörter, die eine verdammt große Ähnlichkeit mit dem arabischen „Zucker“ haben, wie „süß“ im Deutschen, „suc“ im Französischen, „sok“ im Russischen auch Ableitungen wie „sucer“ im Französischen, entsprechend dem Deutschen Wort „lecken“ und daraus abgeleitet „lecker“ drehen sich um gezuckerte (süße) Speisen und Getränke und diese Wörter sind älter als der innige Kontakt zur arabischen Welt. Ist dann die lautliche Ähnlichkeit ein Zufall oder könnten beide Kulturkreise diese Begriffe von einem dritten übernommen haben oder ist dieses Wort über das oströmische Reich zu den Arabern gekommen und von dort dann zu uns zurück. Solche Fragen können meistens Mangels an Beweisen gar nicht beantwortet werden, selbst wenn man schriftliche Belege hat, kann man eigentlich nur das älteste Vorkommen eines schriftlichen Belegs nachweisen.

QUELQUES EMPRUNTS À L'ARABE

Le français a emprunté très tôt du vocabulaire à l'arabe (*amiral* se trouve déjà dans *La Chanson de Roland*) mais, sur les centaines de mots français d'origine arabe, rares sont ceux d'importation directe. Dans leur grande majorité, ces mots nous sont parvenus par l'intermédiaire du bas latin médiéval des savants ou à travers l'italien, le provençal, le portugais et surtout l'espagnol. En outre, certains de ces mots avaient été eux-mêmes empruntés par les Arabes à d'autres langues : au turc, au persan, au grec.

alambic (grec)	alcool (lat.)	alchimie (grec)	alcôve (esp.)
algarade (esp.)	amiral	azimut	azur (persan/lat.)
carafe (ital./esp.)	carat (lat.)	chamarrer (esp.)	chiffre
coton (lat./ital.)	élixir (grec)	épinard (esp.)	estragon (grec/lat.)
gazelle	gilet (esp.)	girafe (ital.)	goudron
guitare (esp.)	harem	hasard	jupe
laquais (esp.)	masser (v.) (turc)	matraque	momie
nacre (ital.)	nénuphar (lat.)	orange (prov.)	récif (esp.)
romaine (prov.)	sirop (lat.)	sucre (ital.)	talc
talisman (grec)	tasse	zénith	zéro (ital.)

UN PEU D'ETYMOLOGIE

amiral, c'est, en arabe, « l'émir [de la mer] » ;

chiffre et *zéro* viennent du même mot arabe signifiant à l'origine « vide » ;

harem, c'est « ce qui est défendu » ;

hasard, c'est le « dé » (à jouer) ;

momie, c'est d'abord le « bitume » (dont on enduisait les cadavres) ;

romaine n'a rien à voir avec Rome, mais provient d'un mot arabe désignant une « balance » (notre *balance romaine*) ;

zénith provient d'une mauvaise lecture du mot arabe *samt* « chemin » qui a été lu *senit*. Le même mot, précédé de l'article (*as-samt*), a donné le terme d'astronomie *azimut*.

Ab dem sechzehnten Jahrhundert beginnt die Entlehnung fremder Wörter aus den europäischen Nachbarsprachen, oder besser gesagt, beeinflussen sich die Sprachen Europas wechselseitig. *Italien* führend in moderner Kriegsführung und vor allem im Geldwesen exportiert mit den Produkten auch die passenden Wörter, wie *Bank, Banknote, (Giro)Konto, Eskorte, Kartusche und Soldat*. Die folgende Liste gibt einen groben Überblick:

L'ENRICHISSEMENT DU VOCABULAIRE AU XVI^e SIÈCLE

Au XVI^e siècle, la langue française s'est enrichie de centaines de nouveaux mots empruntés aux langues anciennes ou étrangères, et tout particulièrement à l'italien. En voici quelques exemples, dont certains sont probablement plus anciens, mais qui ne sont attestés qu'à cette époque :

GREC

académie
enthousiasme
épithète
hygiène
larynx
orgie
sympathie

LATIN

agriculteur
captif
colombe
docile
fidèle
funèbre
gratuit
pudique
torréfié

ALLEMAND

halte
hère
matois

NEERLANDAIS

cauchemar
chaloupe
colin
espiègle

SCANDINAVE

étrave
homard

ESPAGNOL

anchois
bandoulière
bizarre
camarade
nègre

ITALIEN

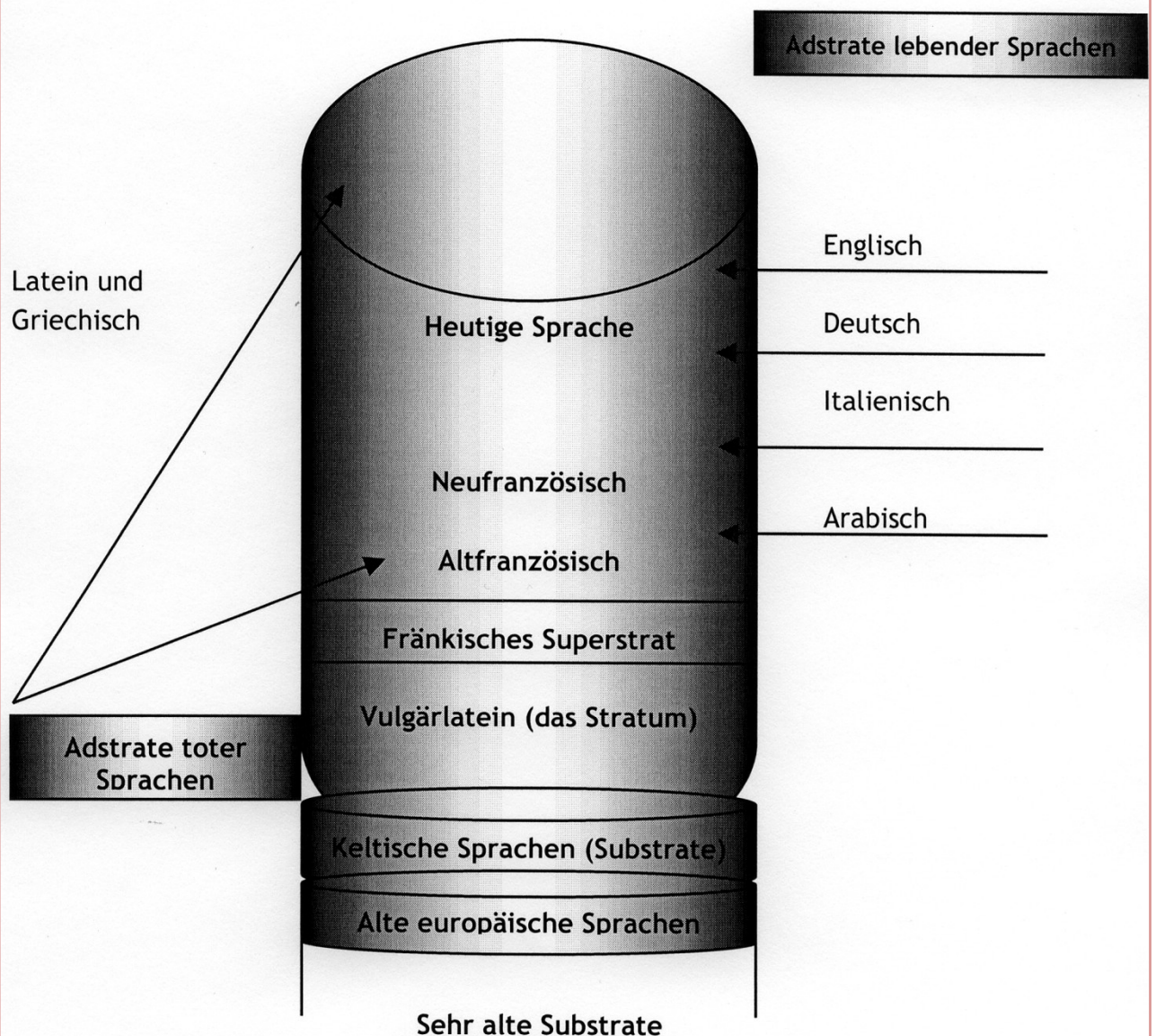
altesse
arcade
artisan
bagatelle
balcon
banque
banqueroute
batifoler
bosquet
bouffon
bourrasque
bulletin
burlesque
cabinet
caleçon
calepin
caprice
caresse
carnaval
carrosse
charlatan
concert
courtisan
disgrâce

douche
escapade
façade
faïence
festin
gazette
gondole
passager
salsifis
sonnet

Termes milit.

cartouche
casemate
embuscade
escadron
escalade
escorte
fantassin
forçat
frégate
poltron
risque
soldat

Stratum, Substrat, Superstrat und Adstrate



Stratum = Sprache von Eroberern, die von den Eroberten übernommen wird

Französisch gehört zu den romanischen Sprachen, ist also eine Tochtersprache des umgangssprachlichen Lateins, dem sogenannten „Vulgärlatein“. Diese Eigenschaft des Französischen bezeichnen wir als Stratum. Sie begann mit der allgemeinen Verbreitung des Lateinischen in Frankreich und dauert immer noch an.

Substrat = Sprache der Eroberten, aufgegeben zugunsten der Sprache der Eroberer

Ein Substrat ist eine Sprache, die zeitlich vor der allgemeinen Verbreitung des Stratums liegt und die zu Gunsten des Stratums aufgegeben wurde. Bis zur allgemeinen Verbreitung des Lateinischen wurde in weiten Teilen Frankreichs Keltisch gesprochen, deshalb ist keltisch ein Substrat des Französischen.

Superstrat = Sprache von Eroberern, die aber nicht zum Stratum wird

Ein Superstrat ist eine Sprache, die zeitlich nach der allgemeinen Verbreitung des Stratums liegt und im Sprachgebiet des Stratums von einer Führungsschicht gesprochen wird, die es aber nicht schafft allgemein verbreitet zu werden, aber einen erheblichen Einfluß auf das Stratum hat. Fast fünfhundert Jahre wurde Frankreich von den Franken beherrscht, die natürlich fränkisch sprachen, trotzdem konnte sich das Fränkische nicht gegen den lateinischen Charakter des Französischen durchsetzen. Deshalb ist Fränkisch nur ein Superstrat des Französischen.

Adstrat = fremde Sprache, die das Stratum aus unterschiedlichen Gründen beeinflusst

Ein Adstrat ist eine Sprache, die zeitlich nach der allgemeinen Verbreitung des Stratums liegt und nicht im Verbreitungsgebiet des Stratums gesprochen wird, aber das Stratum beeinflusst hat und/oder es immer noch beeinflusst. Englisch, klassisches Latein und Altgriechisch sind wichtige Adstrate nicht nur des Deutschen, sondern auch des Französischen.

Französisch wird Amtssprache

Im Jahre 1539 erhebt François I^{er} (Franz 1.) Französisch zur Amtssprache in Frankreich, d.h. die schon seit langem ausgeübte Praxis juristische und kaufmännische Texte in Französisch abzufassen wird legalisiert. Das Edikt von Villers-Cotteret ist ein schöner Zug von Franz, aber eigentlich von geringer Tragweite, weil es 250 Jahre zu spät kommt. Außerdem hat es keinen Einfluß auf die Universitäten, die weiterhin auf Latein beharren. Außerdem ist Französisch zum damaligen Zeitpunkt in weiten Bereichen Frankreichs genauso eine Fremdsprache wie Latein.

François de Malherbes (1555-1628)

François de Malherbes legte Wert auf einen einfachen, aber genauen Ausdruck, eine Harmonie im Stil und die Zurückhaltung der Gefühle. Er sprach sich eher für eine intellektuelle als für eine gefühlsbetonte Dichtung aus. Malherbe war maßgeblich daran beteiligt, daß das in Paris gesprochene Französisch zur Standardsprache für ganz Frankreich wurde.

Microsoft® Encarta® Enzyklopädie Professional 2003 © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

François de Malherbes wollte der Dichtung eine strenge Form geben, daß seine Regeln im 19. und 20. Jahrhundert zum Maßstab für den „**Bon Usage**“ des ganzen Volkes werden sollten, konnte er nicht wissen und war von ihm auch gar nicht beabsichtigt. Malherbes empfiehlt den Poeten des Landes z.B. den Gebrauch von „**cela**“ statt „**ça**“, ein wichtiges und oft gebrauchtes Wort, mit dem man auf einfache Weise eine ganze Silbe mehr erhält als mit „**ça**“, was bei der Abfassung von Alexandrinern (zwölf-silbige Verse) äußerst nützlich sein kann.

Aus einer Krücke für Dichter wurde eine Vorschrift für ein ganzes Volk für mehr als drei Jahrhunderte, aber Gott sei Dank, **Word erkennt auch „ça“ als richtiges französisches Wort an**, es liegen auch nur 900 Jahre zwischen diesem Text und dem Rolandslied.

Ähnlich widerlich ist die deutsche Vorschrift „kucken“ mit „g“ schreiben zu müssen, obwohl ich bis heute noch niemals einen Deutschsprachigen getroffen oder gehört habe, der „kucken“ mit „g“ ausspricht. Es ist nicht dasselbe wie mit dem Wort „Spass“ oder „Spaß“, beide Aussprachen kann man täglich hören, sogar von ein und derselben Person.

Gründung der Académie Française 1635 durch Cardinal de Richelieu

Die Académie Française wurde vom Cardinal de Richelieu 1635 gegründet und mit der Aufgabe betraut ein französisches Wörterbuch und eine Grammatik des Französischen abzufassen.

Die Anfertigung des Wörterbuchs dauerte fast 60 Jahre und die der Grammatik fast 300 Jahre. Das Wörterbuch hat zunächst einen großen Einfluß gehabt und wegen seines restriktiven Charakters zu konkurrierenden Werken Anlaß gegeben, die Grammatik blieb praktisch unbeachtet.

Die Académie Française existiert immer noch, aber ihr Einfluß ist eher gering. Traurige Berühmtheit erhielt die Académie 1969 als sie das passende und schöne Wort „alunir“ (auf dem Mond landen) unbedingt durch „atterrir sur la lune“ ersetzen wollte, mit der Begründung, es gäbe wahrscheinlich Millionen von Planeten im Universum und man könne doch nicht für jeden dieser Planeten ein eigenes Wort hinnehmen. Ähnlich praxisnah hat die Académie ihren Unwillen eine Frau in die Académie aufzunehmen begründet, es gäbe nämlich keine Damentoilette in den Räumlichkeiten. Nun ja beides ist heute erledigt, die Damentoilette ist gebaut, und wir werden aller Voraussicht nach in den nächsten 50 Jahren kein bemanntes Raumschiff zum Mars schicken, geschweige denn in die Tiefen des Weltalls, und demzufolge meckert Word „alunir“ trotz des Votums der Académie nicht an.

Eine sehr wichtige Aufgabe hat die Académie trotzdem erledigt, sie hat **in sehr vielen Zweifelsfällen die Aussprache** von Wörtern **normiert**, insbesondere die Festlegung auf /o/ oder /u/ ist das Verdienst der ersten Ausgabe des Wörterbuchs. Im **Rolandslied** finden wir „sunez“, das heute „sonnez“ geschrieben und gesprochen wird **dank der Académie**.

Die französische Revolution und danach

Mit großer Überraschung hat die französische Nationalversammlung zur Kenntnis nehmen müssen, daß „Französisch“ die Nationalsprache Frankreichs in weiten Teilen Frankreichs weder gesprochen noch verstanden wurde. Um der Nationalversammlung einen begründeten Vorschlag machen zu können, wie man das Problem lösen kann, unternimmt der Bischof von Blois, l'Abbé Grégoire im Jahre 1790 die erste ausgedehnte linguistische Untersuchung in Frankreich. Er verschickt an jede Gemeinde einen Fragebogen mit insgesamt 43 Fragen. **Das Ergebnis** ist niederschmetternd, von **15 Millionen** Franzosen können **6 Millionen** überhaupt **kein Französisch**, weitere **6 Millionen** können einer **Unterhaltung** auf Französisch **nicht folgen** und lediglich **3 Millionen** Franzosen beherrschen die „**langue nationale**“.

Die Nationalversammlung plant daraufhin die Gründung einer **Grundschule in jeder Gemeinde**, aber scheitert an einem eklatanten Lehrermangel. Zwar bessert sich die Situation des Französischen in den nächsten hundert Jahren, aber erst durch die **Einführung der allgemeinen Schulpflicht** durch Jules Ferry zwischen **1880 und 1886**, wird die Hoffnung der Nationalversammlung von 1790 Wirklichkeit.

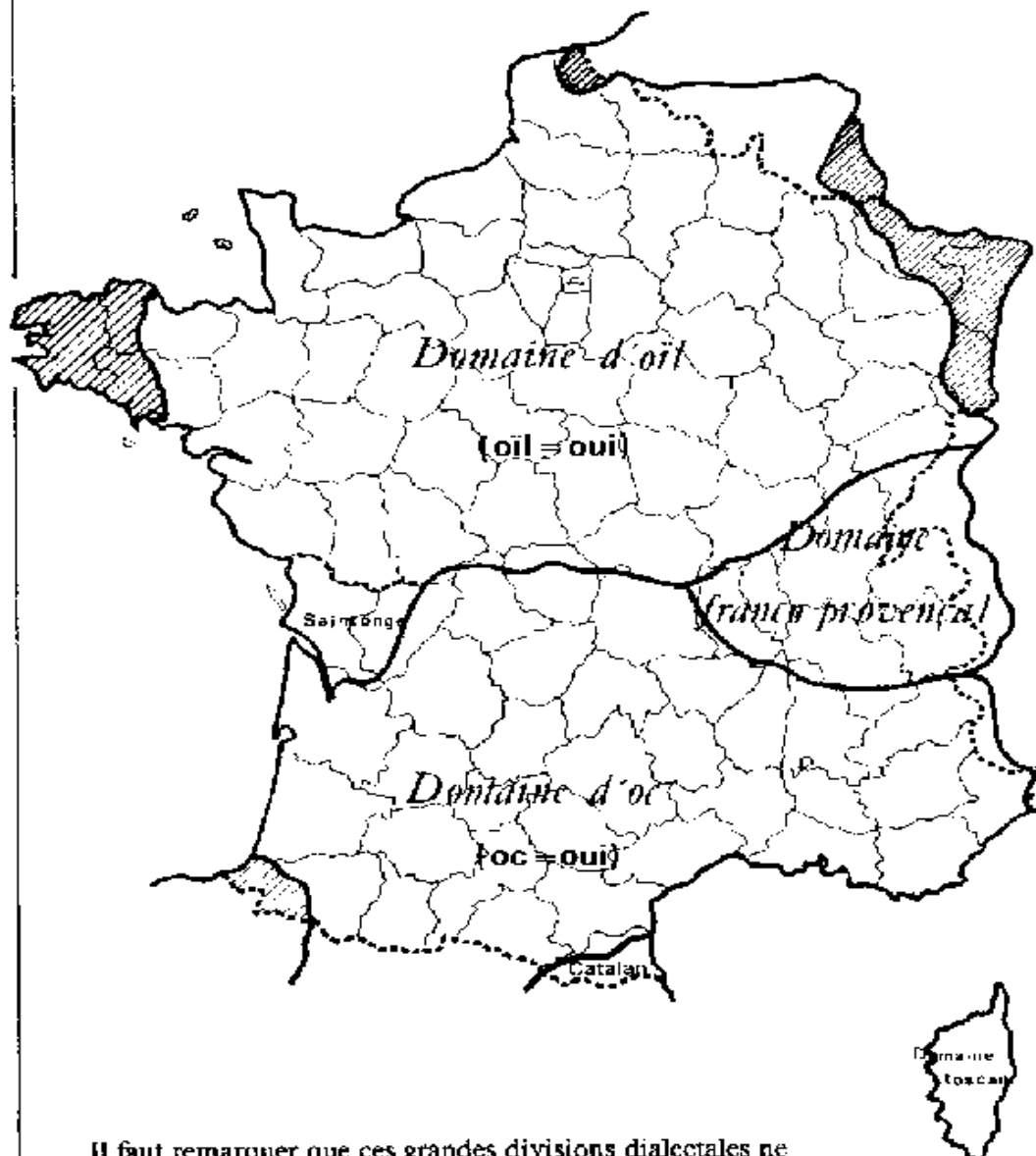
Mit großer Strenge gehen die „Instituteur“ (Lehrer) vor, in der Schule ist es strengstens verboten etwas anderes als Französisch zu sprechen, jeder Verstoß wird streng bestraft. Aber erst in den Schützengräben des ersten Weltkriegs setzt sich das Französische als allgemeine Sprache in Frankreich durch.

Zeittafel der Geschichte des Französischen

Epoche/Datum	Situation	Ereignisse	Kulturelles
5000 bis 2000 v.Chr.	In Europa gibt es mindestens zwei große Kulturkreise		Megalithkultur in West- und Nordeuropa, Schnurkeramikkultur in Zentral- und Südeuropa.
2000 bis 1200 v.Chr.	Erste Wanderung von Indoeuropäern	Einwanderung der archaischen Griechen auf dem Balkan	
1200 bis 600 v.Chr.	Zweite Wanderung von Indoeuropäern	Dorer und Ionier nach Griechenland und Kleinasien, <i>Italiker nach Italien, Kelten nach Zentraleuropa, Germanen nach Ost- und Nordeuropa.</i>	Urnenfelderkulturen in Südwest- und Mitteleuropa.
Um 750 v.Chr.	Beginn des klassischen Altertums, Gründung Roms	Homer schreibt Ilias Rom wird gegründet	Stadtstaaten in Südeuropa
Um 500 v.Chr.	Kelten siedeln in Norditalien	389 Eroberung Roms durch die Kelten	Hallstattkultur, La Tène Kultur
Um 220 v.Chr.	Aufstieg Roms	Südspanien und Südfrankreich werden römisch	Römische Kultur in Spanien und Südfrankreich
Um 50 v.Chr.	Rom als Weltmacht	<i>Gallien wird römisch</i>	Römische Kultur in ganz Frankreich
Ab 150 n.Chr.	Kelten sind romanisiert und sprechen ein umgangssprachliches Latein.	Ansiedlung der Franken in Nordostgallien	
Ab 450 n.Chr.	Zerfall der Macht Roms in Gallien, Übernahme der Macht durch die Franken Untergang des weströmischen Reiches Bretonen siedeln in der Bretagne	Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (im Siedlungsgebiet der Franken), Rom, Westgoten und Franken gegen Hunnen und Ostgoten, Schlacht endet ohne Sieger	Franken werden als erster germanischer Stamm katholisch

Ab 500 n.Chr.	Fast ganz Gallien wird fränkisch	<i>Schlachten gegen die Alemannen, gegen die Westgoten, und die Langobarden</i>	Beginn des Mittelalters
Um 800 n.Chr.		Kaiserkrönung Karls des Großen	Beginn der Karolingischen Renaissance
842 n.Chr.	Aufgeteiltes Frankenreich	<i>Verschörung von Karl und Ludwig gegen Lothar</i>	Erster Text in französischer Sprache „Die Straßburger Eide“
Ab 1050 n.Chr.	Beginn der höfischen Literatur	<i>Erster literarischer Text auf Französisch, das „Rolandslied“</i>	Beginn der Kreuzzüge
Ab 1200 n.Chr.	Hohes Mittelalter Höfische Literaturen Gründung der Sorbonne	Vielfältiges literarisches Schaffen auf Französisch	Verbreitung des Französischen auch in juristischen und kaufmännischen Texten
Um 1450 n.Chr.	Ende des Mittelalters	Erfindung des Buchdrucks	Renaissance und Humanismus
1539 n.Chr.	Zerfall der mittelalterlichen Strukturen	<i>Edikt von Villers-Cotterêts durch François I^{er}</i>	Französisch wird offizielle Amtssprache in Frankreich
Ab 1650 n.Chr.	Beginn des französischen Kolonialismus	Jean Bart, Pirat im Auftrag des Königs	Französisch als Weltsprache
1635	Absolutismus in Frankreich	<i>Gründung der Académie Française durch den Kardinal Richelieu</i>	Beginn der klassischen französischen Literatur: „Le Cid“ von Pierre Corneille
1789 n.Chr.	Ende des Ancien Régime	Französische Revolution	Bürgerliche Gesellschaft
Ab 1882	III. Republik	<i>Einführung der allgemeinen Schulpflicht in ganz Frankreich ab 1880</i>	Industriezeitalter

LES GRANDES DIVISIONS DIALECTALES ROMANES



Il faut remarquer que ces grandes divisions dialectales ne concernent que la différenciation du latin en dialectes gallo-romans et que le *catalan* se rattache à l'ibéro-roman et les parlers de *Corse* aux dialectes italiens.

De plus, à l'origine, le domaine d'oc se prolongeait au nord de Bordeaux en incluant la Saintonge.

Diese Tafel von Henriette Walter zeigt uns die dialektale Großgliederung Frankreichs, wie sie seit dem Mittelalter besteht, sie unterscheidet drei Großdialekte:

1. le domaine d'oïl
2. le domaine d'oc
3. le domaine franco provençal

Im Bewußtsein der normalen Franzosen sind aber nur zwei Dialekte vorhanden, nämlich der südfranzösische „accent“ (2) und das normale Französisch (1). Allerdings ist eine dialektale Sprechweise in Frankreich absolut verpönt, so daß zumindest alle gebildeten Franzosen ihre dialektale Herkunft zu verbergen suchen. **Im Gegensatz zum Hochdeutschen**, das nur ein Phantasieprodukt ist, **existiert ein Hochfranzösisch** sehr wohl. Ein französischer Präsident, der eine dialektale Klangfarbe hat, ist bis heute undenkbar. Konrad Adenauer, Helmut Schmidt oder Helmut Kohl als Staatspräsidenten in Frankreich wären undenkbar gewesen. Diese Haltung der Franzosen zu ihrer „langue nationale“ führt dazu, daß eine feinere dialektale Aufgliederung überhaupt nicht im Bewußtsein vorhanden ist und deshalb auch gar nicht wahrgenommen wird, obwohl diese sehr wohl existiert, sie ist aber in das private Leben verbannt worden.

Der folgende authentische Dialog verdeutlicht das:

- Dis Emile, tu ne serais pas du Midi?
- Oui, de Toulouse, mais comment t'as su.
- Tu dis „soulier“ à la place de „chaussure“

Seitdem benutzt Emile das Wort „soulier“ nicht mehr.

Wenn man sich die Tafel genauer anschaut stellt man fest, daß neben Französisch in Frankreich auch andere Sprachen gesprochen werden. Im Einzelnen handelt es sich um folgende Sprachen von oben gegen den Uhrzeigersinn:

1. Flämisch
2. Bretonisch
3. Baskisch
4. Okzitanisch
5. Katalanisch
6. Korsisch
7. Deutsch



Flämisch

Das Flämische hatte in Frankreich trotz des benachbarten Belgien immer einen schweren Stand, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Belgien. Daran hat auch die Regionalisierung der letzten 30 Jahre wenig geändert. Flämisch finden wir eigentlich nur noch in Folklorezirkeln und Ortsnamen.

Bretonisch

„Il est interdit de cracher par terre et de parler breton.“ stand auf Schildern in allen bretonischen Grundschulen nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht ab 1880 und beides wurde hart bestraft, aber erst in den Schützengräben des ersten Weltkriegs nach Aufstellung regional gemischter Einheiten wurde Französisch als allgemeines Verständigungsmittel von Korsen und Bretonen akzeptiert. Die Nachkriegsgeneration lernte zwar oft noch Bretonisch als Muttersprache, aber viele dieser Kinder haben die Bretagne nach dem zweiten Weltkrieg verlassen und ihre bretonische Muttersprache verloren.

8

BREZHONEG' RAOK

Alan Stivell

- Tud an Argoad ha tud an Arvor
Tud diwar ar maezh ha tud ar chërioù bras
Tud Breizh izel ha tud an Naoned
Diwallit' ta mar plij, diwallit' ta
Refrain:
Hep Brezhoneg, Breizh ebet
Hep Brezhoneg, arrabat komz diwar, benn Breizh
- Mar c'hellit ket sell' dre ho taoulagad
Mar c'hellit ket lar' dezhi «da garan»
Mar c'hellit ket lar' «va mab» d'ho bugel
Echu eo an abadenn da virviken
- Da virviken ez a da vezan dall
Un dachenn gwell d'ar Gwirvoud, d'an Hollved
Un tamm muioc'h mac'homet an denelezh
Gant an nerzh, an arc'hant, an danvez
(Refrain)

LA LANGUE BRETONNE D'ABORD

Gens des terres et gens des côtes
Gens de la campagne et gens des grandes cités
Gens de Basse Bretagne et gens du Pays Nantais
Attention, je vous prie, attention.
Refrain:
Sans langue bretonne, pas de Bretagne
Sans langue bretonne, ne parlons plus de la Bretagne.

Si vous ne pouvez regarder avec vos propres yeux
Si vous ne pouvez lui dire «je t'aime»
Si vous ne pouvez dire «mon fils» à votre enfant
La séance est à jamais terminée.

A jamais s'aveugle
Un champ de vision de la Vérité, de l'Univers
L'humanité un peu plus tyrannisée
Par la force, l'argent, la matière.
(Refrain)



Sonneur de bombarde



Sonneur de biniou

FESTIVAL DE CORNOUAILLE – QUIMPER 1987

du 20 au 26 juillet

Danse · Musique dans la rue · Stages
Musique · Conteurs · Concours
Costumes · Marionnettes · Artisans
Théâtre · Taverne · Cabaret · Expositions
Cinéma · Festou-noz · Conférences
Restauration · Jeux bretons · Colloques
Animations · Luthiers · Excursion
Défilés · Ateliers de danses · Université d'été

Lundi	Théâtre en breton «Ker Ys» Chorale galloise «SIRENIAN SINGERS» GWERZ - Gilles SERVAT
Mardi	Fest-noz - Jeux bretons Alan STIVELL en concert
Mercredi	Théâtre: «Les Fous de la mer» de P.-J. Hélias Concert «Jef LE PENVEN» avec chœur et orchestre
Jeudi	Poésies par Chanig ar Gall LES CHIEFTAINS
Vendredi	NOCTURNE AU VIEUX QUIMPER
Samedi	Concours, concerts, danses, animations GRAND BALLET INTERNATIONAL
Dimanche	«LA BRETAGNE EN FÊTE» Défilés, musique, danse, spectacles

Bretonisch ist Teil der keltischen Sprachfamilie, und stammt ursprünglich aus „Cornwall“ wo schon lange nicht mehr Keltisch gesprochen wird. Bretonisch erhält also keine Unterstützung durch ein starkes Nachbarland und wird deshalb in Frankreich in einigen Jahren ausgestorben sein. Die Auswanderer der Nachkriegszeit sind inzwischen in sehr vielen Fällen als Rentner nach Hause zurückgekehrt, sprechen aber nicht mehr Bretonisch.

Die obige Infoseite aus dem Lehrbuch „A Bientôt 3“ entnommen, obwohl eigentlich anders gedacht, verdeutlicht die prekäre Situation des Bretonischen.

Die Lieder von Alan Stivell und anderen großartigen Interpreten der keltischen Sangeskunst verkaufen sich wie „warme Semmel“, verdeutlichen gleichzeitig aber den Untergang des Keltischen in Europa, denn Alan Stivell singt irische, walisische, schottische und bretonische Lieder teilweise kunterbunt durcheinander auf derselben CD.

Ein Buch wie „Le cheval d'orgueil.“ von Pierre Jacques Hélias verkauft sich millionenfach in Frankreich, aber auf Französisch geschrieben. Wenn man sich das Plakat des Festivals der Cornouaille (Cornwall auf Französisch) in Quimper anschaut, dann findet man außer dem Theaterstück „Ker Ys“ nichts auf Bretonisch außer ein paar Eigennamen. „Ker Ys“ ist aber ein uralter Mythos, den fast alle Teilnehmer des Festivals kennen, d.h. es kann ihnen egal sein, in welcher Sprache das Stück aufgeführt wird. Seitdem die meisten bretonischen Muttersprachler verstorben sind (vor 1920 Geborene), gibt es Radio- und Fernsehsendungen auf bretonisch, feiert jedes Dorf sein eigenes „Fest Noz“ und wird in Cercles Celtiques fleißig tanzen, singen und Bretonisch geübt, es wachsen aber keine echten Muttersprachler mehr nach.

Baskisch

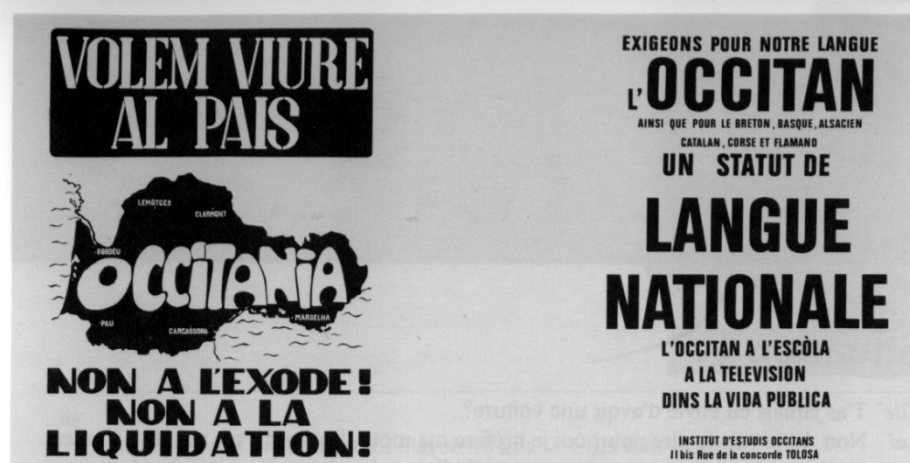
Das Baskische, wahrscheinlich die letzte lebende Ursprache, d.h. neolithische Sprache Europas, hat sich mehr als 3000 Jahre gegen die eindringenden Indoeuropäer behauptet, weder die Kelten noch Julius Cäsar, weder die Franken noch das französische Reich haben das Baskische bezwingen können, auch nicht die Einführung der allgemeinen Schulpflicht. Hierzu hat das unwegsame Siedlungsgebiet, die Armut der Bevölkerung und die Tatsache, daß Baskisch zu beiden Seiten der französisch spanischen Grenze gesprochen wird beigetragen, aber sicherlich auch eine besondere Art der Selbstidentität der Basken.

In der Regel sind die Basken zweisprachig, Baskisch/Spanisch bzw. Baskisch/Französisch. Die größte Bedrohung für das Baskische ist heute die Europäische Union, weil die Grenzen fallen und weil europäische Rechtsnormen dem baskischen Streben nach Freiheit die Grundlage entziehen. Trotzdem beobachten wir eine starke Wiederbelebung des Baskischen auch in den Städten und Großstädten, junge Menschen in der Region, auch wenn ihre Muttersprache Französisch oder Spanisch ist, lernen Baskisch bis zur Perfektion eines Muttersprachlers, sprechen bewußt untereinander Baskisch und vermeiden so den folkloristischen Touch, wie wir ihn im Flämischen oder Bretonischen beobachten. Die Devise ist nicht „Baskisch für die Touristen“, sondern „**Baskisch, weil wir Basken sind**“.

Katalanisch

Das Katalanische in Frankreich, wird mit Sicherheit durch den großen Nachbarn in Spanien gestützt, aber dort fehlt, ähnlich wie im Elsaß und in Flandern die Begeisterung und der große Eifer, vielleicht weil man nur eine kleine Minderheit in einem vereinten Katalonien wäre. Wenn schon Minderheit, dann lieber Minderheit in Frankreich.

Okzitanisch wurde bis zum ersten Weltkrieg im gesamten ländlichen Raum der „Lange d’oc“ gesprochen, wenn auch in vielen regionalen Dialekten, eine einheitliche Schriftsprache konnte sich trotz vieler Bemühungen nicht durchsetzen. Wahrgenommen wird Okzitanisch nur noch als dialektale Variante des Französischen, dem „l’accent du Midi“. Ursache dieses Totalschadens könnte z.B. die große sprachliche Nähe zwischen Französisch und Okzitanisch gewesen sein. Die folgenden sprachlichen Beispiele, entnommen aus „A Bientôt Il Alt“ verdeutlichen diese Ansicht.



Tres vidas

E me caldria força mai lum
E d'uelhs mai grands e lo coratge
D'esperar per damont la nueit
Damont lo freg vaire l'image
D'un poble redevengut grand
Ascota: me caldria tres vidas
Una per ensenhar ma lenga
Un autre per cantar mon poble
Una per viure entre los meunes
Omnes tornar, omnes plan dreites.

Claude Marti

Trois vies

Il me faudrait plus de lumière
Des yeux plus grands et le courage
D'attendre au bout de la nuit
Au bout du froid, venir l'image
D'un peuple redevenu grand
Ecoute: il me faudrait trois vies
Une pour enseigner ma langue
Une autre pour chanter mon peuple
Une pour vivre au milieu des miens
Hommes de nouveau, hommes debout.



Claude Marti, der Verfasser des obigen Gedichts, hat sich Ende des 19. Jahrhunderts außerordentlich bemüht, dem Okzitanischen eine eigene Schriftform zu geben, wenn auch vergeblich.

Korsisch

Korsisch gehört zur italienischen Sprachfamilie und alle Korsen, mit denen ich bisher gesprochen habe, behaupten, daß sie korsisch sprechen. Überprüfen konnte ich das mangels eigener Kenntnis nie, aber alle Korsen sprechen bestens Französisch.

Geschützt durch die Insellage und einem starken korsischen Nationalismus hat das Korsische gute Aussichten erhalten zu bleiben. Gefahr droht dem Korsischen ähnlich wie dem Baskischen vor allem durch die EU.

Deutsch

Ursprünglich Bestandteil des deutschen Reichs, nach dem dreißig jährigen Krieg 1648 an Frankreich gefallen, 1871 wieder vom deutschen Reich zurückgewonnen, nach dem ersten Weltkrieg zurück an Frankreich und 1940 bis 1945 heim ins Reich geholt, hat das nördliche Elsaß und ein kleiner Teil Lothringens eine wechselhafte nachbarschaftliche Geschichte hinter sich, die eigentlich schon mit dem Zerfall des Frankenreichs 840 begonnen hatte.

Im Elsaß wird immer noch Deutsch als Muttersprache gesprochen, vor allem in den kleineren Städten und auf dem Lande, es gibt in vielen Orten zweisprachige Zeitungen oder besser Zeitungen die auf Deutsch und Französisch erscheinen. Selbstverständlich wird Deutsch gestützt durch den großen Nachbarn und die vielen Berufsgrenzgänger, **aber die Erosion des Deutschen ist auch im Elsaß deutlich zu spüren.**

Vergleicht man einmal das große Elsaß mit dem kleinen deutschsprachigen Gebieten in Belgien von Eupen und Malmédy, dann wird der Unterschied sehr deutlich:

1. in Belgien ist Deutsch offizielle Landessprache, in Frankreich nicht
2. in Belgien ist die Beschilderung durchgängig Deutsch, in Frankreich nicht
3. in Belgien wird man spontan Deutsch angesprochen, in Frankreich heute nicht mehr
4. in Belgien ist Deutsch die einzige Muttersprache, Französisch ist eine Fremdsprache, in Frankreich sind die Menschen bestenfalls zweisprachig oder sprechen Französisch



Das Bild links zeigt die Situation im Elsaß Ende der siebziger Jahre, seitdem hat die Einsprachigkeit der Elsässer erheblich zugenommen. (Bild aus „A Bientôt II“ 1982)

Flämisch, Bretonisch und Okzitanisch sind keine wirklichen fremden Sprachen auf französischem Territorium mehr mangels Muttersprachlern. Was bleibt ist folkloristische Nostalgie, wenn man Claude Marti im Internet sucht, dann landet man auf den Seiten der FNAC, von Amazon etc. denn „Claude Marti“ ist ein okzitanischer Sänger. Ich konnte weder die Lebensdaten noch sonst etwas über das Werk von Claude Marti finden.

Für Bretonisch und Okzitanisch bedeutet das das Ende zweier Sprachen, die vor 80 Jahren noch außerordentlich lebendig waren. Flämisch wird weiterhin in Belgien und den Niederlanden gesprochen.

Katalanisch und Deutsch unterliegen einem starken Erosionsprozeß in Frankreich, ob der noch aufzuhalten ist, scheint mir unwahrscheinlich, denn durch den Wegfall der nationalen Grenzen werden diese Sprachen nicht gestützt, sondern ausgehöhlt. Das Beispiel von Belgien zeigt die einzig mögliche Lösung auf, alle Sprachen auch Minderheiten Sprachen erhalten den Status einer offiziellen Sprache mit allen Konsequenzen. Eine solche Änderung der französischen Politik scheint mir nicht absehbar. Das wäre zum Beispiel vergleichbar mit einer Anerkennung von „Türkisch“ als Amtssprache in Deutschland.

Eine gute Überlebenschance in Frankreich haben Korsisch und Baskisch.

Korsisch vor allem aus der Insellage heraus, es gibt keinen wirklichen Grund Französisch zu sprechen außer mit der Zentralverwaltung, die man auf Korsika aber nicht gerade schätzt.

Baskisch vor allem dann, wenn die Begeisterung für das Baskische von Spanien auf Frankreich übergreift.

Der Kampf der baskischen Separatisten für ein selbständiges Baskenland wird zwar heute weitgehend in Spanien ausgetragen, bedroht aber in viel stärkerem Maße Frankreich als man so üblicherweise meint, eigentlich sogar deutlich mehr als Spanien.

Das Baskenland hat heute in Spanien ein großes Maß an Autonomie erreicht, Baskisch ist offizielle Sprache, die baskische Kultur ist genauso geschützt wie die katalanische. Konsequenterweise liefert Frankreich seit einigen Jahren baskische Separatisten nach Spanien aus unter Hinweis auf die EU-Mitgliedschaft Spaniens; denn eine kulturelle Autonomie des Baskenlands in Frankreich könnte erhebliche Folgen für die sechs anderen ursprünglich fremdsprachigen Regionen in Frankreich haben. Dann allerdings müßte ich meine Voraussagen von oben auf den Schrott werfen.

Die obige Darstellung soll die Bedeutung des Französischen als Weltsprache verdeutlichen, aber es ist schwierig dem Text in der Hinsicht zu folgen, daß jeder, der Französisch auf einer Schule lernt frankophon ist. Wir werden hier nur **zwei Arten an Frankophonie** unterscheiden, nämlich **Französisch als Muttersprache oder als Bildungssprache**, denn seit den siebziger Jahren ist Englisch Pflichtfach im Bereich der Sekundarstufe I in ganz Westdeutschland, aber deshalb 40 Millionen Deutsche als anglophon zu bezeichnen, erscheint einfach nur abwegig.

Bildungssprache bedeutet hier also, daß jemand sich zwanglos und weitgehend fließend auf Französisch verständigen kann, wobei die Übergänge zur Muttersprachlichkeit nicht immer sauber zu bestimmen sind.

Frankreich

Im heutigen Frankreich kann man Französisch als die Muttersprache fast aller Einwohner betrachten, lediglich als Erwachsene oder vor kurzem eingewanderte Menschen erreichen nicht unbedingt dieses Niveau. Der Anspruch der Revolutionäre von 1791, „une nation – une langue“ ist also erfüllt.

Ein ähnlich hohes Niveau gibt es auch in den DOMs und TOMs.

Département d'outre-mer bzw. D.O.M. = französisches Staatsgebiet außerhalb Europas mit gleichen Rechten und Pflichten wie das europäische Frankreich. Die Menschen in den DOMs sind Mitglied der EU und in den DOMs ist der Euro gültiges Zahlungsmittel.

 Saint-Pierre et Miquelon	zwei kleine Inseln im Nordatlantik vor Kanada (Sonderstatus).
 La Guyane	Staat im Norden Südamerikas
 Martinique	Inselgruppe in der Karibik
 Guadeloupe	Inselgruppe in der Karibik
 La Réunion	Insel vor Ostafrika im indischen Ozean
 Mayotte	kleine Insel vor Ostafrika im indischen Ozean (Sonderstatus)

Territoires d'outre-mer bzw. T.O.M = französisches Staatsgebiet außerhalb Europas, aber ohne Rechte und Pflichten in der EU, der Euro ist kein offizielles Zahlungsmittel. Der Status der TOMs ändert sich seit 1980, weil die einheimischen Bevölkerungen nach Unabhängigkeit streben. Demgegenüber stehen wirtschaftliche und außenpolitische Interessen Frankreichs.

 Französisch-Polynesien	Inseln im Pazifik, Tahiti
 Neukaledonien	Insel im Südpazifik

Europa

Belgien

Französisch ist Amtssprache in Belgien und Muttersprache der Wallonen, sowie von 80% der Einwohner von Brüssel. Die Unterschiede zur Sprache in Frankreich sind sehr gering.

Schweiz

Französisch ist Amtssprache in der Schweiz und Muttersprache in der Ostschweiz, Genf ist die größte frankophone Stadt. Die Unterschiede zur Sprache in Frankreich sind bei Gebildeten unmerklich, aber auf dem Land erheblich.

Luxemburg

Französisch ist Amtssprache in Luxemburg und Muttersprache eines großen Teils der Bevölkerung.

Großbritannien

Auf den Kanalinseln (vor allem Jersey) war und ist Französisch Muttersprache vieler Einwohner, aber hat keinen offiziellen Status, man kann also eine kollektive Zweisprachigkeit unterstellen. Auf Jersey ist Französisch nach dem World Fact Book von 2004 Amtssprache, leider gibt es dort keinen Hinweis darauf, seit wann und ob gegebenenfalls das Einfluß auf das Ausbildungssystem auf Jersey hat.

Italien

Im Aosta Tal an der Grenze zu Frankreich und der Schweiz soll auch Französisch gesprochen werden. Persönlich Erfahrungen kann ich nicht beisteuern, aber auf keinen Fall kommt dem Französischen dort ein offizieller Status zu.

Monaco

Monaco ist zwar ein kleines Land, dafür aber zu 100% frankophon (abgesehen von Boris Becker und Kollegen).

Amerika

Kanada

In Kanada ist Französisch Amtssprache und Muttersprache von mehr als 7,5 Millionen Menschen, d.h. in Kanada und dort vor allem im Quebec finden wir die meisten Frankophonen außerhalb Frankreichs, Montreal (ca. 1,8 Millionen) ist nach Paris die zweitgrößte frankophone Stadt der Welt und wird Paris in naher Zukunft überholen.

Auch in Kanada war das Französisch der Gebildeten bis 1970, ungefähr wie in Belgien und der Schweiz eher ein ausgesuchtes Französisch, Unterschiede gab es lediglich bei aus dem Englischen übersetzten Wörtern. Diese Situation hat sich aber dramatisch geändert durch das erwachende Selbstbewußtsein der Frankokanadier. Selbst Franzosen haben teilweise sehr große Schwierigkeiten Frankokanadisch zu verstehen. Das liegt u.a. an einer sehr eigenwilligen Aussprache. Aller größte Probleme macht dabei die „Verzischung“ von /t/ zu /ts/ bzw. /z/, wie z.B. „tu“ gesprochen [tsy] statt [ty] oder „type“ gesprochen [zip] statt [tip] Wird diese Schwierigkeit garniert mit einer sehr offenen Aussprache der Nasalvokale und der dem Englischen ähnelnden Aussprache eines silbenschießenden „r“, dann versteht man „remplir“ einfach nicht mehr, wenn es [rāpli^a] gesprochen wird. Wohlgemerkt, hier geht es nicht um alltägliches Französisch, es geht um die Sprache der Gebildeten. Befindet man sich unter einfachen Menschen, die miteinander sprechen, dann versteht man nur noch Fetzen, die Situation entspricht, was die Verständlichkeit betrifft, dem Schwyzer Dütsch für einen Deutschen.

Sehr auffällig ist im Frankokanadischen auch der Wortschatz, einerseits wurden Anglizismen systematisch durch französische Begriffe ersetzt, Quebec ist wahrscheinlich das einzige Land der Welt, wo das Stoppschild neben „STOP“ auch die Aufschrift in der Landessprache erhalten hat „HALTE“, andererseits werden zusammengesetzte Begriffe, wie „used car“ oder „shopping center“ wortwörtlich aus dem Englischen übernommen, „char usagé“ statt „occasion“ und „centre de magasinage“ statt „supermarché“.

Der folgende frankokanadische Text stammt von Gaétane Fraser (Direction Asie-Pacifique, Afrique et Moyen-Orient, Ministère du développement économique et régional) und wurde über das Internet verbreitet. Ich habe ihn wegen der Qualität des Textes unverändert gelassen.

Bonjour et bonne journée dans le froid!!!! On ne se plaindra plus après cela:

Pensez-y! ça ne lâche pas! On se les gèle pas à peu près. Brrr! Y fait vraiment pas chaud! Mais que je n'en voie pas un sacrer contre le froid. Car le froid est notre sauveur. Notre protecteur. Notre plus belle richesse. Parce que si on est tellement à l'abri de tous les grands problèmes de la planète, icitte dans notre petit Québec, c'est grâce au frette!

Regardez tous les endroits où ça va mal dans le monde. On les voit aux nouvelles. Ce sont toutes des places où les gens sont en manches courtes! L'Afrique, l'Irak, Israël, Haïti, l'Amérique du Sud.

Savez-vous pourquoi? Parce que le trouble est frileux. Le trouble aime pas le froid. Le trouble aime les endroits où il fait chaud. Où il y a le beau soleil. Où il peut s'étendre et écœurer le peuple longtemps. Y est pas fou, le trouble. Descendre dans la rue pour se lancer des roches, à 22 sous zéro, ça ne le tente pas. Se battre pour un morceau de terre qu'il faut que tu passes six mois à pelleter, y aime autant le laisser aux voisins. C'est pour ça qu'à la télé, on ne parle pas souvent du Groenland, de l'Islande, du pôle Nord ou du pôle Sud dans les manchettes. Le trouble va jamais là. C'est sûr qu'on y parle du Québec. Ils n'ont pas le choix, c'est les nouvelles de chez nous. Mais les troubles qu'ils racontent, c'est pas des vrais troubles. Les hôpitaux, les écoles, le président de Loto-Québec, le gardien de but du Canadien ou le ministre de l'Agriculture, ça ne se compare pas à un génocide, à une révolution ou à une guerre civile.

Nos problèmes sont tellement niaisieux qu'on n'en parle pas ailleurs. Pensez-vous qu'aux nouvelles d'Israël, le présentateur raconte les crises de la vérificatrice générale ou la saga des Expos? Non. En Israël, ils ne parlent jamais du Québec. Mais au Québec, on parle à tous les jours d'Israël. Pourquoi? Parce que là-bas, il se passe des grosses affaires. Tandis qu'icitte, il ne se passe que des peccadilles. Pourquoi? Parce que le trouble habite chez eux à l'année, tandis qu'il ne vient jamais mettre les pieds icitte, de peur de se les congeler! Nous, on n'a pas besoin de bombe atomique pour nous protéger, une vague de froid, ça vaut bien des armes de destruction massive. Quand Napoléon a conquis le monde, ses armées ont marché sur tous les beaux pays d'Europe et d'Afrique en chantant: "Haut les mains! Haut les mains!" Mais rendus en Russie, je vous dis qu'ils ont arrêté de chanter assez raide. Napoléon, y a pas juste mis une main dans sa petite poche. Y a mis les deux! Parce qu'elles étaient bleues. L'hiver a sauvé les Russes! Même chose pour Hitler. Ses armées ont traversé l'Europe, le bras tendu, sans problème. Mais rendu en Russie, le bras leur est tombé, gelé.

Je vous le dis, le froid, c'est la paix. La sainte paix.

Si au Québec il faisait beau comme en Floride, ça ferait longtemps que les Américains nous auraient annexés. Au lieu de jouer au hockey, nos garçons seraient poignés à aller encercler l'Irak. Les joueurs du Canadien, ils verraient que c'est pas mal plus stressant que de se faire huer par 10 spectateurs saouls. Mais, heureusement, grâce à notre climat, les Américains n'ont jamais rien voulu savoir de notre patrie. Et c'est ce désintéressement généralisé du monde entier pour les pays froids qui nous sauve de tous les grands conflits majeurs.

C'est tellement pas attirant un pays glacé que, même nous qui habitons là, on n'en veut pas. À tous les référendums, on nous demande: "Voulez-vous de ce pays?" Et on répond toujours: "Non merci!" Pensez-vous qu'un autre pays va se donner la peine de venir se battre pour conquérir un pays que ses propres habitants rejettent? Pourquoi se battre pour un pays où on ne terminera même pas ses jours? Se battre pour les terrains de golf de la Floride, OK! Mais se battre pour quelques arpents de neige, franchement! Cela saute aux yeux. Si nous vivons dans un endroit paisible, où même les révolutions sont tranquilles, et que le pire qu'il peut arriver, c'est le verglas, c'est grâce à notre climat nordique. Donc, au lieu de sacrer contre le froid et d'essayer tant bien que mal de chialer, car on a les lèvres gelées, remercions le ciel en grelottant de nous avoir offert une contrée polaire. Prions fort pour que le monde entier continue de nous ignorer et pour que l'effet de serre ne nous réchauffe pas trop vite.

Vive la paix froide!

Haiti

Haiti befindet sich im westlichen Teil der Karibikinsel Hispaniola. Französisch ist neben Kreolisch (regionales Französisch auf allen frankophonen Karibik Insel gesprochen) Amtssprache auf Haiti. Haiti, das ärmste Land der westlichen Hemisphäre, steuert wie Kanada ca. 7,5 Millionen frankophone Einwohner zur Bilanz der Frankophonie bei.

Afrika

Algérie, Maroc, Tunisie

In den drei nordafrikanischen Staaten ist Französisch zwar nicht mehr Amtssprache, aber immer noch sehr weit verbreitet, insbesondere in den Städten. Viele der Gebildeten sprechen Französisch mit muttersprachlicher Kompetenz, oft besser als Arabisch. Neben Frankreich weisen die drei Maghreb Staaten den höchsten Grad an Frankophonie auf, wenn wir von Haiti und Monaco absehen.

Bénin, Burkina Faso, Cameroun, Congo (Brazzaville), Congo (Kinshasa), Côte d'Ivoire, Djibouti, Gabon, Guinée, Madagascar, Mali, Mauritanie, L'Ile Maurice, Niger, Sénégal, Tchad, Togo

In all diesen afrikanischen Ländern ist Französisch Amts-, Bildungs- und Verkehrssprache. Der Grad der Frankophonie in diesen Staaten wird u.a. durch die Vielzahl der autochthonen Sprachen, die Kleinheit der Staaten und ihre Urbanisierung bestimmt. (Amtssprache nach World Fact Book geprüft).

Asien der Rest der Welt

In Asien befinden sich zwar ehemalige französische Kolonien, wie z.B. Vietnam, aber der Grad der Frankophonie ist dort zu Lasten des Englischen stark zurückgegangen. Auch im Libanon, ein ehemaliges französisches Protektorat, kann man nicht mehr ernsthaft von Frankophonie sprechen.

Im Südpazifischen Raum finden wir zwar frankophone Gebiete, die sind aber schon als TOM oben aufgeführt, wir müssen also auf deren Unabhängigkeit warten. Sollte dort inzwischen ein junger frankophoner Staat entstanden sein, bitte ich meine geographische und politische Unkenntnis zu entschuldigen.

Übersicht über die moderne Linguistik

Das folgende Kapitel bietet einen sehr oberflächlichen Überblick über die moderne Linguistik seit Ferdinand de Saussure, dabei werden vor allem einige wesentliche Grundbegriffe erläutert. Die Vorgehensweise ist im wesentlichen historisch und wird jeweils mit den Sprachwissenschaftlern verknüpft, die diese Begriffe und die damit verbundenen Sachverhalte eingeführt oder bekannt gemacht haben. Eine Kurzbiographie entweder aus der Encarta 2003 oder aus dem Internet findet sich bei den Anlagen.

Ferdinand de Saussure (1857-1913)

Beginn der modernen Linguistik

Mit dem *Cours de linguistique générale* (1916; Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, 1931), der erst nach dem Tode Saussures von zwei seiner Studenten publiziert wurde, beginnt die eigentliche moderne Linguistik.

Während des gesamten 19. Jahrhunderts hatte sich der wissenschaftliche Mainstream zunächst mit der Entdeckung der indoeuropäischen Sprachfamilie, mit der Erarbeitung der jeweiligen Ursprachen und mit der Suche nach einer gemeinsamen Ursprache beschäftigt. Die Hoffnung auf Entdeckung der menschlichen Ursprache wurde aber durch die Fortschritte der Geologie zunächst und dann durch die Entdeckung sehr alter menschlicher Fossilien vollkommen zu Nichte gemacht. Trotzdem Mainstream ist Mainstream und Saussure hat seine revolutionären Gedanken selbst nicht publiziert.

Seine zentralen Gedanken faßt Saussure in folgenden Begriffspaaren (sogenannten **Dichotomien**) zusammen:

- + **Synchronie – Diachronie** (Spracherforschung einer festen Zeit – im Wandel der Zeit)
- + **Langue – Parole** (Sprache – Rede)
- + **Signifiant – Signifié** (Zeichen – Zeichenbedeutung)
- + **Syntagme – Paradigme**

Die **synchrone Linguistik** beschreibt üblicherweise Sprachen der Gegenwart, weil alle anderen Sprachen nur sehr eingeschränkt zugänglich sind, weil es z.B. keine Sprecher dieser Sprachen mehr gibt und weil die Hypothese, daß Sprachen unveränderlich sind, falsch ist.

Eine synchrone Beschreibung, z.B. des Französischen des 17. Jahrhunderts wird es prinzipiell nicht mehr geben, weil damals niemand eine solche angefertigt hat und weil wir das heute nicht mehr können.

Selbst die Beschreibung des gegenwärtigen Französisch/Deutsch/Englisch/Russisch/usw. ist bis heute noch nicht geleistet, es bleibt eine Aufgabe für die Zukunft.

Die **diachrone Linguistik** beschreibt Sprachwandel im Laufe der Zeit, z.B. die Entwicklung des heutigen Französisch aus dem Latein. Ihre Aufgabe ist noch um ein vielfaches schwieriger, denn ihr stehen nur sehr wenige und immer unzulängliche Beschreibungen des Französischen aus der Vergangenheit zur Verfügung.

Unter **Langue** versteht Saussure das System einer Sprache, welches den Sprechern und Hörern einer Sprache erlaubt, diese zu benutzen. Es handelt sich dabei um ein sehr kompliziertes multifunktionales Werkzeug, das mich z.B. in diesem Augenblick befähigt, diesen Text zu schreiben.

Unter **Parole** versteht Saussure die **Summe aller realen Äußerungen** einer Sprachgemeinschaft.

Langue und Parole bedingen einander, denn jedes Baby bildet seine Langue aus der Parole seiner sprachlichen Umgebung, wobei ein Grundwerkzeug zum Erlernen der Langue jedem Baby angeboren sein muß.

Man kann das Verhältnis zwischen diesen beiden Begriffen vergleichen mit dem **Verhältnis von Wegesystemen und Fortbewegungsmitteln**. Die Beine sind uns angeboren, sie ermöglichen prinzipiell jedem Menschen die Fortbewegung, da wo ein natürliches Wegesystem existiert. Wenn man sich aber weiter und vor allem schneller bewegen will, benötigt man eine entsprechende Infrastruktur und dazu passende Fahrzeuge, diese existieren aber nicht natürlicherweise, sondern müssen erst mit viel Mühe konstruiert und gebaut werden. Die Existenz von Infrastruktur und passenden Fahrzeugen entspricht der *Langue*, welche konkreten Wege jeder Einzelne nimmt und welches Fahrzeug er dafür benutzt, entspricht der *Parole*.

Saussure verwendet zur Erläuterung des Begriffspaares das **Schachspiel**, wobei die Möglichkeit aller Züge, das Brett und die Figuren zur *Langue* gehören, alle je gespielten und zukünftigen Schachpartien die *Parole* darstellen.

Sowohl mein Beispiel als auch das Beispiel Saussures zeigen, daß die *Langue* ein sehr großes und sehr kompliziertes System darstellt, aber im Prinzip endlich ist.

Nach Saussures Auffassung ist die Sprache ein **Zeichensystem**, wobei ein **Zeichen (Signe)** die untrennbare Verbindung eines **Signifiant** mit einem **Signifié** ist.

Das Signifiant, dessen was ich hier schreibe, sind die Wörter, Sätze oder auch der ganze Text, das Signifié davon ist der von mir gemeinte Inhalt, bzw. das, was Sie davon verstehen. Saussure vergleicht diese beiden Begriffe mit einem **Blatt Papier**, wobei auf der sichtbaren Seite die wahrnehmbare Seite eines Zeichens steht und auf der Rückseite der diesem Zeichen zugeordnete Inhalt.

Saussure vertritt außerdem die Auffassung, daß die Verbindung eines Signifiant mit einem Signifié zu einem Zeichen **willkürlich (arbitraire)** ist, d.h. auf einer Vereinbarung unter den Sprechern einer Sprachgemeinschaft beruht. Bei dieser Vereinbarung handelt es sich aber nicht um Kabinettsentscheidungen oder Entscheidungen am grünen Tisch, sondern um eine **evolutionäre Entwicklung im Rahmen des schon existierenden Zeichensystems**.

Obwohl diese Auffassung Saussure's schon durch die Existenz verschiedener Sprachen, die gleiche Sachverhalte mit unterschiedlichen Mitteln beschreiben, offensichtlich scheint, z.B.

Haben Sie heute Abend Zeit? = Vous êtes libre ce soir?

wird sie vor allem im Bereich der Sprachphilosophie nicht einhellig akzeptiert, denn der Begriff **willkürlich** suggeriert etwas, was mit der natürlichen Sprachentwicklung unvereinbar scheint, nämlich eine tatsächlich willkürliche Festlegung von oben, wie „Txxx“ soll ab sofort für das deutsche Wort „Text“ verwendet werden.

Tatsächlich gemeint ist mit dem Begriff aber, daß ein Signifiant in keinem Kausalzusammenhang zum Signifié steht, etwa in dem Sinne, daß ein Tisch „Tisch“ heißt, weil er tischig ist. Selbst Signifiants, die scheinbar motiviert sind, weil sie z.B. Tierlaute nachahmen, wie „Muh“ im Deutschen, Französisch aber „meuh“ sind von Sprache zu Sprache unterschiedlich.

Nicht gemeint ist mit dem Begriff **willkürlich**, daß man ohne Rücksicht auf die **langue** beliebig neue Wörter oder grammatische Strukturen in eine Sprache integrieren kann. Die Übernahme des französischen Wortes „garage“ ins Deutsche hat zu tiefgreifenden Veränderungen des Wortes geführt, es wird anders ausgesprochen, es ist im Deutschen weiblich und seine Bedeutung wurde auf „Gebäude zum Einstellen von Autos“ eingeschränkt.

*Ma femme? Mais je l'ai **vue** ce matin. - Ma femme? Mais je l'ai **vu** ce matin.*

Die Übernahme (von oben) der Genusanpassung des Partizip Perfekt aus dem Italienischen ins Französische im 17. Jahrhundert hat zwar unendlich viele Schülertränen bewirkt, aber keine wirkliche Integration in das französische Sprachsystem. Die Nichtbeachtung dieser Regel ist auch in den Werken gro-

ßer Schriftsteller nach Grevisse weit verbreitet, von einem Eingang in die tägliche Korrespondenz oder sogar die gesprochene Sprache kann keine Rede sein.

Das letzte wichtige Begriffspaar von Saussure **Syntaxme - Paradigme**, beschreibt zwei grundsätzliche Eigenschaften aller menschlicher Sprachen, nämlich die Art und Weise ihrer Gliederung. Nehmen wir z.B. den folgenden französischen Satz:

Mon ami est arrivé ce matin.

Dieser Satz ist horizontal in sechs Wörter gegliedert, deren Reihenfolge aber nicht willkürlich, sondern nur sehr begrenzt änderbar ist, z.B. in:

Ce matin, mon ami est arrivé.

Außerdem kann man auch die einzelnen Wörter nicht beliebig austauschen:

**Mon ami est arrivé ce nuit.*

**Mon femme est arrivé ce matin.*

**Mon ami a arrivé ce matin.*

**Mon ami sont arrivé ce matin.*

**Mon ami est arrivé aujourd'hui matin.*

Das einfach unterstrichene Wort ist das ausgetauschte Wort, daß doppelt unterstrichene Wort trägt sich **syntagmatisch** nicht mit dem ausgetauschten Wort. Das „*“ vor den Sätzen markiert diese als „falsch gebildete Sätze“.

Syntagmatische Eigenschaften von Zeichen, sind Eigenschaften von Zeichen, die bestimmen mit welchen anderen Zeichen, diese zusammen in einer Zeichenkette stehen können. Eine Verletzung einer syntagmatischen Eigenschaft von Zeichen wird üblicherweise als schwerer Grammatikfehler angesehen, daraus folgt:

Syntaxme ➤ Wohlgeformte Zeichenkette.

Andererseits kann man aber auch Wörter austauschen, ohne daß ein Fehler entsteht, dabei ändert sich in der Regel aber die Bedeutung einer Äußerung. Diese Wörter konkurrieren sozusagen um den selben Platz in der Zeichenkette.

Mon ami	est arrivé	ce matin.
Mon copain	est arrivé	ce matin.
Mon père	est arrivé	ce matin.
Mon ami	a chanté	ce matin.
Mon amie	a chanté	ce matin.
Notre amie	a chanté	ce matin.
Notre copine	a chanté	ce matin.
Ma copine	a chanté	ce matin.
Ma copine	a chanté	ce soir .

Alle Zeichen, die in einem gegebenen Text in **Konkurrenz** zueinander stehen, d.h. gegeneinander ausgetauscht werden können, ohne daß der Text falsch wird, stehen in einer **paradigmatischen Beziehung** zueinander, oder bilden ein **Paradigma**.

Paradigma ➤ Menge von Zeichen, die in einem gegebenen Text austauschbar sind, ohne daß der Text falsch wird.

Die folgende Tabelle illustriert beide Zusammenhänge:

0. Mon ami	est	arrivé	ce matin.	Ausgangssatz	
1. Mon copain	est	arrivé	ce matin.	richtig	gleiche Bedeutung
2. Mon père	est	arrivé	ce matin.	richtig	andere Bedeutung
3. Mon ami	a	arrivé	ce matin	falsch	gleiche Bedeutung
4. Ma copine	est	arrivé	ce matin.	falsch	andere Bedeutung
5. Mon ami	est	arrivé	demain matin.	richtig	aber sinnlos

Die erste Ersetzung ist für den Linguisten relativ uninteressant, sie zeigt ihm an, daß „ami“ und „copain“ oft, wenn nicht immer gegeneinander ausgetauscht werden können. Lediglich die Grenzbereiche der Bedeutung und Art und Häufigkeit der Verwendung sind von Interesse. „Ami“ und „copain“ sind Synonyme (bedeutungsgleiche Wörter).

Dahingegen ist die zweite Ersetzung von sehr großem linguistischem Interesse, denn „père“ und „ami“ sind sozusagen **inhaltliche Konkurrenten** in dem Ausgangstext, haben aber formal ähnliche Eigenschaften.

Die dritte Ersetzung ist als **Beweismittel für syntagmatische Eigenschaften** unentbehrlich, so kann man z.B. sehr leicht nachweisen, daß der indicatif und der subjunctif im Französischen bedeutungsgleich sind.

Je veux que tu viennes.

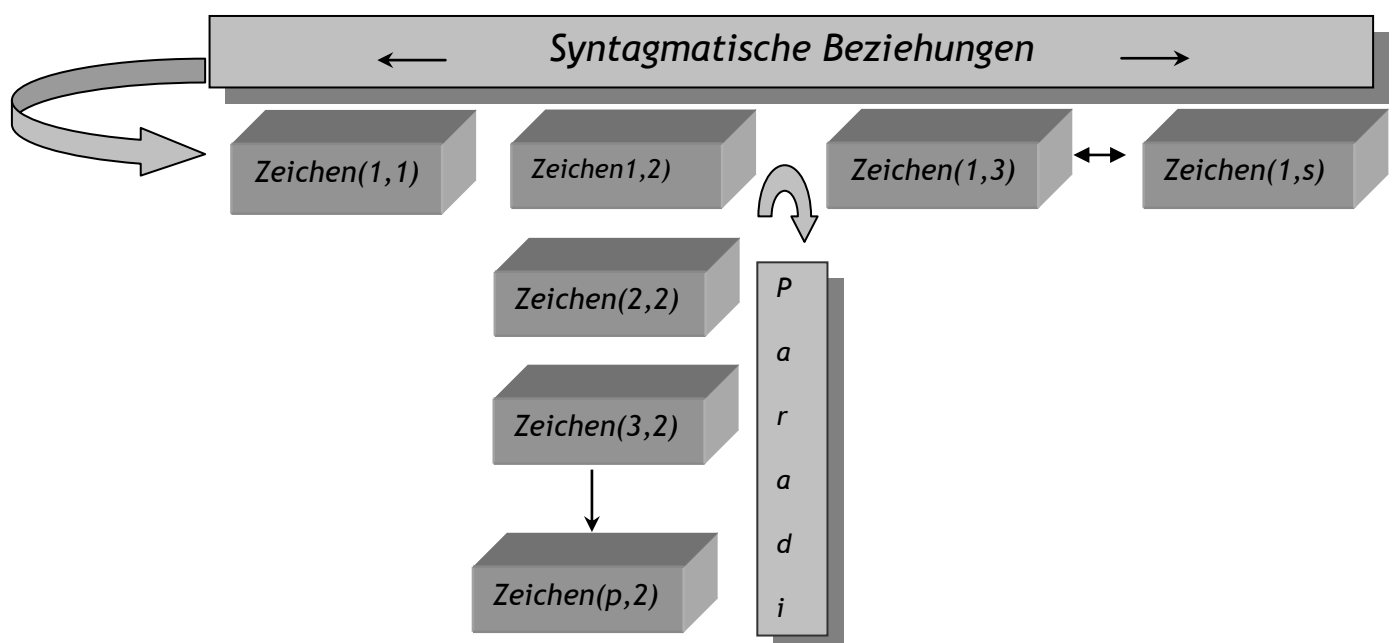
Richtig

Je veux que tu viens.

Falsch, aber bedeutungsgleich

Die vierte Ersetzung ist nur der Vollständigkeit halber aufgeführt, sie ist wissenschaftlich problematisch, weil sich zwei Eigenschaften gleichzeitig ändern, das ist wie mit einer Gleichung und zwei Unbekannten, und die fünfte Ersetzung ist **der klassische Gegenbeweis gegen eine linguistische Regel**, in dem man eine erlaubte Ersetzung findet, die aber zu einem sinnlosen Text führt.

Schematische Zusammenfassung Paradigma – Syntagma



Nikolaj Trubetzkoy ist der Linguist, der der modernen Linguistik die methodische Richtung gewiesen hat, sein einflußreiches Hauptwerk **Grundzüge der Phonologie** wurde unvollendet posthum 1939 veröffentlicht, aber auch die kurze Anleitung zu phonologischen Beschreibungen, Göttingen 1958² stellt die grundlegenden Methoden der Linguistik in einer Klarheit dar, wie man es selten, sowohl vorher als auch nachher wieder findet. Die folgenden Zitate unterstreichen das eindrucksvoll:

1. DAS PHONEMINVENTAR

§ 1. - Jede phonologische Beschreibung einer Sprache muß vor allem eine systematisch geordnete Aufzählung aller in der betreffenden Sprache vorkommenden Phoneme enthalten. Es erscheint geraten, sich dabei an die im „Projet de terminologie phonologique standardisée“ (Travaux du Cercle Linguistique de Prague IV, 311) gegebenen Definitionen der Begriffe „Phonem“, „phonologische Einheit“ und „phonologischer Gegensatz“ zu halten:

1. Ein P h o n e m ist eine phonologische Einheit, die in keine kleineren phonologischen Einheiten weiter zerlegt werden kann.
2. Unter phonologischer Einheit ist jedes Glied eines phonologischen Gegensatzes zu verstehen.
3. Unter phonologischem Gegensatz ist jeder lautliche Gegensatz zu verstehen, der in der betreffenden Sprache zur Differenzierung der intellektuellen Bedeutung verwendet wird. (ebenda Seite 9)

§ 4. - II. Regel: Wenn zwei Laute genau in derselben Lautstellung vorkommen und miteinander nicht vertauscht werden können, ohne daß dabei die Bedeutung der Wörter sich verändern würde, oder das Wort unkenntlich werden würde - sind diese zwei Laute phonetische Realisierungen zweier verschiedener Phoneme.

Ein solches Verhältnis besteht z. B. zwischen den deutschen Lauten i und a: in einem Worte wie Lippe würde der Ersatz des i durch ein a eine Bedeutungsveränderung hervorrufen (Lappe), und ein Wort wie Flinte würde durch einen solchen Ersatz unkenntlich gemacht (Flante). (ebenda Seite 11)

Die erste Struktur der sprachlichen Zeichen, die systematisch untersucht wurden, ist die lautliche Struktur. Die hierfür entwickelten Methoden sind bis heute grundlegend für die Linguistik.

Hierzu gehören

- ✚ **Phonem und Allophon**
- ✚ **Zerlegung und Einheit**
- ✚ **Gegensatz/Opposition**
- ✚ **Variante**
- ✚ **frei/fakultativ und gebunden/kombinatorisch**
- ✚ **Minimalpaar und Kreuzklassifikation**

Wenn Sie diesen Text mit linguistischen Augen betrachten, werden Sie feststellen, daß er schon rein formal gegliedert ist: er ist in Kapitel, Unterkapitel und Abschnitte aufgeteilt, diese wiederum sind in Sätze aufgeteilt und die Sätze ihrerseits bestehen aus Wörtern und Satzzeichen. Die Begriffe „Kapitel, Abschnitt, Satz und Wort“ sind Wörter des normalen Deutschen, sie sind undefiniert und bleiben es auch, sie sollen nur zeigen, daß Zeichen zerlegbar sind in kleinere Einheiten, die selber Zeichen sind.

Wenn wir dann die Wörter, die alle eine Bedeutung haben weiter in kleinere Einheiten zerlegen, dann erhalten wir in der Schrift „Buchstaben“ und in der gesprochenen Sprache „Laute“ oder „Phone“.

Um die lautlichen/graphischen Bausteine der sprachlichen Zeichen zu erhalten, müssen wir diese zunächst in möglichst kleine Einheiten zerlegen. Das oben zitierte Beispiel von Trubetzkoy führt zu folgenden **Zerlegungen**:

L i p p e

L a p p e

Die Zerlegungen von „Lippe“ und „Lappe“ unterscheiden sich nur an einer Position, nämlich in /i/ und /a/. Da sowohl „Lippe“ als auch „Lappe“ Zeichen des Deutschen sind und eine unterschiedliche Bedeutung haben, sind /i/ und /a/ **Phoneme** des Deutschen. Wobei wir in diesem Fall zu Recht annehmen, daß sowohl /i/ als auch /a/ in keine **kleineren lautlichen Einheiten** zerlegt werden können und daß /i/ und /a/ für jeden Deutschen einen eindeutigen **lautlichen Gegensatz** bilden, d.h. in lautlicher **Opposition** stehen.

Wichtig ist, daß es sich um **einen lautlichen Gegensatz** handeln muß, denn

T a ss e

T a sch e

unterscheiden sich ebenfalls nur in einem Laut, nämlich den Phonemen /s/ und /ʃ/, obwohl diesen beiden Phonemen mehr als ein Buchstabe entspricht.

Phonem => kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit einer Sprache

Phoneme sind so etwas wie Baupläne von Lauten, nicht aber die konkrete Realisierung von Lauten, Phoneme sind **digitale Einheiten**, statt „digital“ (weil es den Begriff noch nicht gab) verwendet Trubetzkoy den Begriff „**diskret**“. Am einfachsten kann man das daran erkennen, daß Männer-, Frauen- und Kinderstimmen physikalisch sehr verschieden sind, trotzdem erkennen alle Deutschen das Phonem /a/ in „Tasse“, wenn das Wort ausgesprochen wird. Selbst eine verstümmelte Aussprache oder Umgebungslärm, sogenanntes **Rauschen**, behindert das Erkennen von Phonemen wenig. Wir können uns das so vorstellen, daß wir ein kleines grünes Männchen (einen **Dämon**) im Ohr haben, der aus den lautlichen Informationen ununterbrochen alles Rauschen entfernt und nur die Laute durchläßt, die als phonologischer Bauplan im Spracherkennungsbereich unseres Gehirns gespeichert sind.

Wörter wie „Lippe – Lappe“ oder „Tasse – Tasche“ werden **Minimalpaare** genannt, weil sie sich nur in einem Laut „/i/ - /a/“ bzw. „/s/ - /ʃ/“ unterscheiden. Um nachzuweisen, daß ein Laut in einer Sprache nicht eine zufällige Ausspracheweise oder eine Lautkombination ist, die man noch weiter zerlegen kann, bräuchte man eigentlich zwei Minimalpaare:

Li p p e **R**i p p e
L**a** p p e **R****a** p p e

Eine solche Oppositionsanalyse wird wegen ihrer Form **Kreuzklassifikation** genannt, fast alle Linguisten, die sich vor allem mit der Phonologie beschäftigt haben, haben sich meistens mit **Minimalpaaren** begnügt, weil jeder Sprecher einer Sprache die meisten Laute seiner Muttersprache problemlos erkennt. Die nachfolgende Tabelle liefert eine hoffentlich vollständige Analyse des französischen Phonemsystems. Daraus ergibt sich, daß es im Französischen 32 Phoneme gibt, 14 Vokale und 18 Konsonanten.

Minimalpaaranalyse des Französischen

	Vokal	b	p	m	v	f	d	t	n	j	z	s	g	k	ŋ	ʒ	f	r	l	ʒ ... n	m ... l
a	à	bat	pas	ma	va	fa	ta	ta	n'a			sa	gars	cas			chat	rat	la	Jeanne	mal
ɛ	est	baie	paix	mais	vais	fait	tais	tais	n'est			sait	guet			jet	chai	rai	lait	gêne	mêle
e	et	bée		mes		fée	tes	tes	nez			ses	gai	quai		j'ai	chez	rez	les		
ɪ	y		pis	mis	vie	fit	t'y	t'y	ni			si	gui	qui		gît	chie	rit	lit	gin	mille
ʏ	eu	bu	pu	mû	vue	fut	dû	tu	nu			su		cul		jus		rue	lu	mule	
ø	eux	bœufs	peu	meut	veut	feu	deux		noeud			ceux	gueux	queue		jeu			leu	jeûne	meule
ə				me		de	te	ne				se	que			je			le		
œ																				jeune	
ʊ	ou	boue	pou	mou	vous	fou	doux	toux	nous			sous	gôût	coup		joue	chou	roue	loue		moule
o	eau	beau	peau	mot	veau	faut	dos	tôt	nos		zoo	seau	Goth			Joe	chaud	rot	l'eau	jaune	môle
ɔ																					molle
æ	un	bain	pain	main	vain	faim	daim	teint	nain		zain	sein	gain	quint		jeun		rein	l'un		
ɜ̃	on	bon	pont	mon	vont	font	don	ton	non			son	gond	con	gnon	jonc		rond	l'on		
ɑ̃	an	banc	pan	ment	vent	fend	dans	tend	n'en			sans	gant	quand		gens	champ	rend	lent		
pa ...		pape	pâme	pave	paf	pas	de	patte	panne	paille		pas		pack	pagne	page		par	pâle		

„Vokal“ in der Überschrift steht dafür, daß die meisten Vokale des Französischen allein stehend schon ganze Bedeutungseinheiten sind und sich somit direkt nachweisen lassen, in allen anderen Fällen ist immer eine Vokal – Konsonantenkombination aufgeführt, z.B. horizontal /b/, vertikal /a/ entspricht der Phonemfolge /ba/. Die Anlautkombination /pa .../ benötigen wir zum Nachweis von /N/ (ge-

Die Darstellung von oben unterscheidet sechs Eigenschaften der französischen Phoneme:

✚ Konsonant/Vokal	ja/nein
✚ Nasalität	ja/nein
✚ Dauer	ja/nein
✚ Stimme	ja/nein
✚ Artikulationsort	vorne – mitten – hinten
✚ Öffnungsgrad	offen – mittel – geschlossen

Wie im Deutschen gibt es zwei Haupttypen an Phonemen, nämlich **Konsonanten** und **Vokale**, wobei die Vokale grundsätzlich die Eigenschaften Dauer und Stimme haben, die Konsonanten immer den Öffnungsgrad geschlossen.

Mit **Nasalität** ist gemeint, daß die Luft teilweise oder ausschließlich **durch die Nase strömt**, deshalb verfügen die Nasalkonsonanten wie die Vokale grundsätzlich auch über die Eigenschaft der Stimme und der Dauer.

Mit **Dauer** ist gemeint, daß die Phoneme, die über diese Eigenschaft verfügen, über einen längeren Zeitraum hinweg erzeugt werden können. Phoneme die nicht über die Dauereigenschaft verfügen, können nicht isoliert ausgesprochen werden. Die nichtnasalen Konsonanten, die die Eigenschaft Dauer haben, werden meistens in der Linguistik **Frikative** oder Reibelaute genannt, weil sie „angeblich“ durch eine Reibung erzeugt werden. Alle Konsonanten ohne die Eigenschaft Dauer werden in der Linguistik **Okklusive**, **Plosive** oder **Verschlußlaute** genannt, weil zu ihrer Bildung ein Verschluß des Luftstroms benötigt wird. Ich halte diese traditionell üblichen Beschreibungen im Bereich der Phonologie für einen Irrtum, weil die Nasalkonsonanten dann gleichzeitig über die Eigenschaft des Verschlusses und der Dauer verfügen, was ein Widerspruch in sich ist. Auch der ersatzweise gewählte Begriff Plosiv (so etwas wie Sprengungslaut), der den Widerspruch auflöst, weil die Nasalkonsonanten nicht gesprengt werden, ist keine wirkliche Lösung, weil die Dauer Eigenschaft eben eine wesentliche Eigenschaft ist, über die die meisten Phoneme des Französischen und auch des Deutschen verfügen, außerdem erlaubt sie, mit einer Eigenschaft weniger das Phonemsystem sauber und korrekt zu beschreiben.

Mit **Artikulationsort** ist gemeint an welcher Stelle im Mund der Laut produziert wird. Hierfür finden wir traditionell eine Vielzahl von Beschreibungen mit äußerster Genauigkeit wird zwischen **labial** (mit den Lippen) und **labiodental** (mit Lippen und Zähnen), **dental** (mit den Zähnen), **alveolar** (am vorderen Gaumen), **palatal** (am oberen Gaumen), **velar** (am hinteren Gaumen) und **uvular** (fast im Rachen) unterschieden, obwohl die Aussprache der Phoneme bestenfalls idealtypisch so gesprochen werden, es kann sich dabei gar nicht um phonologische Eigenschaften handeln, weil durch **Kontaktassimilation** viele Laute im Zahnbereich und vorderen Gaumen und vor allem im Gaumenbereich die Laute sehr variabel ausgesprochen werden, wie ich z.B. oben beim Phonem /k/ gezeigt habe.

Ich verwende deshalb die eindeutigeren Bezeichnungen **vorne** für **labial** und **labiodental**, **mitten** für **dental** und **alveolar** und **hinten** für **palatal**, **velar** und **uvular**. Es klingt nicht so gelehrt, scheint mir aber zumindest zweckdienlicher, wenn nicht sogar richtiger.

Die präzisen Beschreibungen des Artikulationsortes gehören nicht in die Phonologie, sondern in die Phonetik. Die Phonologie ist die Beschreibung eines digitalen Systems von Lauten, die Phonetik ist die Beschreibung der realen Aussprache von Lauten. In der Phonologie steht am Ende des Wortes „Rad“ wie in der Schrift ein Phonem /d/, in der Phonetik muß man allen Lernern des Deutschen mühsam beibringen, daß das Phonem /d/ am Ende von „Rad“ genauso wie das Phonem /t/ ausgesprochen wird.

Mit **Öffnungsgrad** ist die Öffnung des Mundes gemeint, die man benötigt, um einen bestimmten Vokal auszusprechen. Im Französischen unterscheiden wir nur drei Öffnungsgrade (im Deutschen vier). Auch der Öffnungsgrad von Vokalen unterliegt der Kontaktassimilation.

Unter phonetischen Gesichtspunkten unterscheiden sich die französischen Vokale sehr deutlich von den deutschen Vokalen, so werden alle Vokale mit einer deutlich größeren Spannung gesprochen, lediglich das deutsche und das französische /a/ haben eine starke Ähnlichkeit. Diese Spannung wird durch starke Rundung oder starke Spreizung der Lippen erreicht.

Auch die dauerlosen Konsonanten, unterscheiden sich deutlich: im Französischen wird der Verschuß unter großer Spannung sehr schnell gesprengt, im Deutschen wird der Verschuß langsam gelöst, so daß vor allem die stimmlosen Konsonanten /p/ /t/ und /k/ klingen als würden sie wie behaucht klingen. Am deutlichsten spürt man das bei der Aussprache von /t/, aus diesem Grund schrieb Goethe „Thür“ und „Thor“ statt „Tür“ und „Tor“ und Goethe hatte Recht.

Die Phoneme /l/ und /r/ entziehen sich einer Einordnung in das phonologische System, weil einerseits beide Phoneme über deutlich verschiedene freie und/oder regionale Varianten verfügen, die man nicht einheitlich beschreiben kann, und andererseits beide Laute eine Zwitterstellung zwischen Konsonanten und Vokalen einnehmen. Das /l/ klingt wie ein /ε/ oder /u/ mit der Zunge als Hindernis im Luftstrom, das sogenannte gerollte /r/ wie ein /ə/ mit der Zunge als flatternden Vogel im Luftstrom. Lediglich die Variante des sogenannten uvularen /r/ läßt sich als Konsonant beschreiben, dann würden wir einen vierten Artikulationsort nämlich „ganz hinten“ benötigen, bezüglich der anderen Eigenschaften wäre es nicht nasal, und stimmlos, aber mit Dauer versehen.

Das /j/ fehlt im System, weil es im Französischen eine **kombinatorische Variante** des /i/ ist, d.h. kein eigenständiges Phonem.

Edward Sapir (1884-1939)

Morphologie

Das Hauptwerk von Edward Sapir **Language** von 1921 liegt auch in deutscher Übersetzung vor (Die Sprache, München, 1961), dort werden die Beobachtungen und Methoden zusammengefaßt, die Sapir bei der Erforschung der weitgehend unbekannten Indianersprachen Nordamerikas gemacht hat.

Sapir stand damals vor der Aufgabe unbekannte Sprachen zu beschreiben, er mußte dafür die Methoden der Linguistik: **Zerlegung** und **Opposition** ganz bewußt anwenden. Wir haben die wesentlichen Strukturen von Sprachen, nämlich Laut, Wort, Satz, und Text spätestens nach der Grundschule so sehr verinnerlicht, daß wir diese Einteilung für selbstverständlich halten wie „frische Luft“.

Wir wissen nämlich schon, wenn wir in die Schule kommen, daß „Rad“ und „Räder“ zwei Formen des selben Wortes sind, die Indianer wußten das auch in ihrer Muttersprache, nicht aber Edward Sapir, der wußte nur, daß er zunächst die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten, d.h. die Wörter der Indianersprachen zu suchen hatte. Hierzu notierte er die Lautketten von Äußerungen der Indianer und zerlegte diese so lange in kleinere Einheiten bis jede weitere Zerlegung zu etwas führte, was keine Bedeutung mehr hatte.

Das Verfahren einer vollständigen Zerlegung ist ein sehr aufwendiges Verfahren und wird üblicherweise bei der Beschreibung der uns bekannten Sprachen nicht durchgeführt. Am folgenden Beispiel will ich es für das Deutsche demonstrieren:

Dies - ist - ein - vollständig - zer - leg - t - es - Zeichen - des - Deutsch - en

Das Beispiel zeigt, daß meine Zerlegung zumindest nicht intuitiv verständlich ist, ich will sie hier aber nicht diskutieren, sondern nur zeigen wie die Methode funktioniert.

Wir erhalten mit dieser Methode eine Menge „kleinster Zeichen“, die alle nicht in kleinere Einheiten zerlegt werden können, ohne die Bedeutungseigenschaft zu verletzen. Die kleinsten Zeichen sollen die Maßeinheit sein, aus der alle anderen Zeichen zusammengesetzt sind. Man nennt diese kleinsten Zeichen **Morpheme**.

Diese Definition ist schlicht und einfach, aber trotzdem nicht unproblematisch, denn viele linguistische Schulen benutzen den Begriff **Morphem** ausschließlich für kleinste Zeichen, die man nicht in einem Wörterbuch findet (diese werden meist als **Lexeme** bezeichnet), sondern in der Grammatik (André Martinet nennt sie deshalb auch **Grammeme**.).

Ich persönlich halte diese Unterscheidung für linguistisch irrelevant, außerdem gibt es keine sinnfällige Definition von **Lexem**, außer der trivialen, d.h. alle Einträge von Wörterbüchern nennen wir **Lexeme**, wobei viele Wörterbucheinträge zerlegbar sind, d.h. keine sprachlichen **Einheiten** sind.

Ein sehr berechtigter Einwand gegen den Begriff **Morphem** ist natürlich die Tatsache, daß es in jeder Sprache schon einen intuitiven natürlich sprachlichen Begriff für die Morpheme gibt, nämlich den Begriff **Wort**, das gilt auch für Sprachen, die keine eigene Schriftsprache entwickelt haben. Gegen das **Wort** als Maßeinheit sprechen aber zwei prinzipielle Gründe:

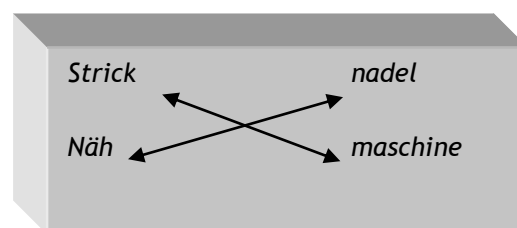
1. Wörter sind oft in Bedeutung habende Einheiten zerlegbar, d.h. sie sind nicht im Prinzip die kleinsten Einheiten.
2. Jede Sprache hat einen eigenen intuitiven Wortbegriff, so daß der wichtigste Begriff der linguistischen Beschreibung nicht allgemein verwendbar ist.

So ist im Deutschen „**Kartoffel**“ ein Wort mit einer Bedeutung, die im Französischen aber mit drei Wörtern wiedergegeben wird, nämlich „**pomme de terre**“, oder im umgekehrten Fall deutsch „**rote Johannisbeere**“ entspricht dem französischen „**groseille**“, „**schwarze Johannisbeere**“ dem französischen „**cassis**“. Wenn wir also ein Modell entwickeln wollen, daß sprachunabhängig ist, dann sind wir zwingend auf den Begriff **Morphem** angewiesen.

Wir weisen die Morpheme einer Sprache im Prinzip genauso nach wie die Phoneme, d.h. mit den Mitteln der Zerlegung und der **Kreuzklassifikation**. Eine **Minimalpaaranalyse** ist wegen der großen Zahl der Morpheme und wegen ihrer beschränkten Verwendungsmöglichkeit unzureichend.

Auch die Kreuzklassifikation verlangt nur eine zweifache Kombinierbarkeit, aber auf der Skala zwischen zweimal kombinierbar und frei kombinierbar müssen wir uns für einen Wert entscheiden. Dieser Wert wird je nach Anwendung der linguistischen Beschreibung ein anderer sein, aber auf welchem Wert sollte die Linguistik bestehen. Hierzu findet man in der Regel entweder unerfüllbare Bedingungen oder unpräzise Formulierungen. Ich glaube, daß die Linguistik nicht an die möglichen Anwendungen denken sollte, dafür aber ihren wissenschaftlichen Prinzipien treu bleiben sollte.

Wir fordern deshalb für unser Modell, daß ein Morphem mindestens mit zwei anderen Morphemen kombinierbar sein muß. Das folgende Beispiel soll das verdeutlichen:



Stricknadel – Strickmaschine Nähnadel – Nähmaschine

Das Beispiel zeigt, daß „strick“ und „näh“ mit „nadel“ und „maschine“ kombinierbar sind, d.h. unserer Forderung genügen. Die von uns verwendete Methode wird wegen der sich kreuzenden Mittelpfeile **Kreuzklassifikation** genannt.

Wenn man keinen direkten Nachweis der oben geführten Art führen kann, dann reicht natürlich auch der Nachweis mit **zwei Minimalpaaren** aus, vorausgesetzt, daß zumindest ein Morphem der Minimalpaare schon nachgewiesen ist. Angenommen, wir wissen schon, daß „maschine“ und „becken“ Morpheme des Deutschen sind, dann können wir auch nachweisen, daß „spül“ und „wasch“ Morpheme des Deutschen sind, denn wir finden die Minimalpaare:

Spülmaschine – Waschmaschine und Spülbecken – Waschbecken

Die Kreuzklassifikation muß **notwendiger** Weise erfolgreich sein, um ein Morphem nachzuweisen, es ist aber möglich, daß sie nicht **hinreichend** ist.

Diese beiden Begriffe aus der Beweisführung sind nicht einfach zu verstehen, ich werde es deshalb mit einem makabren Beispiel erläutern. Wenn ein Mensch als Passagier eines Flugzeugs bei einem Flugzeugabsturz sterben will, dann muß er **notwendigerweise** als Passagier in ein Flugzeug steigen. Solange er nicht fliegt, kann er nicht bei einem Flugzeugabsturz als Passagier sterben. Das Einsteigen als Passagier in ein Flugzeug ist aber nicht **hinreichend**, um bei einem Flugzeugabsturz als Passagier zu sterben, denn erstens stürzen nur sehr selten Flugzeuge ab, und manchmal gibt es sogar Überlebende.

Man kann es auch mit dem folgenden Witz verdeutlichen: Der Bauer Sepp geht in die Kirche und spricht zu Jesus: „Liebes Christkind, laß mich doch nur einmal im Lotto gewinnen.“ Daraufhin antwortet Jesus: „Lieber Sepp, ich würde dich ja gerne gewinnen lassen, aber du mußt doch wenigstens Lotto spielen.“

Damit man im Lotto gewinnen kann, ist es zwingend notwendig mitzuspielen, aber wie die traurige Erfahrung zeigt, reicht das Mitspielen nicht zum Gewinnen. Das Mitspielen ist zwar **notwendig**, aber nicht **hinreichend**.

Das folgende Beispiel zeigt, daß eine Kreuzklassifikation nicht hinreichend sein muß:

cha(t)	—	peau
belle	—	suisse

Scheinbar klappt hier die Kreuzklassifikation, aber „chapeau“ ist trotzdem nicht in chat —peau zerlegbar; denn chat suisse übersetzen wir korrekt mit Schweizer Katze ins Deutsche „chapeau“ aber mit Hut und „belle peau“ mit schöne Haut, „belle suisse“ aber mit schöne Schweizerin.

Offensichtlich muß es noch zwei weitere Eigenschaften geben, die man prüfen muß, um endgültig zu einem Urteil zu kommen.

1. Jedes Morphem muß zwingend in beiden Verbindungen dieselbe Bedeutung haben. Das trifft hier auf „suisse“ nicht zu.
2. Die Summe der Morphembedeutungen muß identisch sein mit der Gesamtbedeutung des Zeichens. Diese Eigenschaft trifft auf „cha(t)peau“ nicht zu, denn die Gesamtbedeutung des Zeichens ist Hut, die Summe der Morphembedeutungen oben aber so etwas wie Katzenhaut.

Da wir Bedeutungen nicht direkt beobachten können, greifen wir hier zu einer Methode, die man **Introspektion** nennt. Diese führt man zunächst nur an sich selber aus, d.h. man überlegt sich, was die Zeichen bedeuten und was die Morpheme bedeuten, aus denen die Zeichen zusammengesetzt sind. D.h. man überprüft seine eigene Vorstellung der Bedeutungen, im Falle eines Zweifels diskutiert man seine Überlegungen mit den Überlegungen von anderen Sprechern der Sprache oder konzipiert einen Test.

Als Hilfsmethode eignet sich auch die **Übersetzungsmethode**, die sofort den Verdacht erweckt, daß „pomme de terre“ **ein Morphem** des Französischen ist, obwohl es aus drei Wörtern besteht, denn die Übersetzungsmethode liefert uns das deutsche Morphem „Kartoffel“. Eine einfache Kreuzklassifikation, die ich mir hier erspare zeigt sofort die Bestätigung des Verdachts.

So könnte man auch glauben, daß „cheval blanc“, das wir mit *Schimmel* übersetzen, nur ein Morphem ist, diese Annahme ist aber offensichtlich falsch, denn „cheval blanc“ bildet mit „taureau noir“ eine saubere Kreuzklassifikation. Umgekehrt kann man mit „rote Johannisbeere“ und „schwarze Kirsche“ zeigen, daß trotz der Übersetzung mit „groseille“ „rote Johannisbeere“ zwei Morpheme des Deutschen sind, dem ein Morphem im Französischen entspricht.

Zum Schluß muß ich noch auf drei Besonderheiten von Morphemen aufmerksam machen:

Morpheme sind nicht grundsätzlich eine Folge von Lauten. Morpheme können auch durch **eine bestimmte Position im Zeichen** realisiert werden, Morpheme können auch durch eine besondere Art von **Intonation** oder **Tönen** realisiert werden und so paradox es klingen mag, Morpheme können auch durch die **Abwesenheit eines Morphems** realisiert sein:

„Du hast schon wieder Recht!“ und „Hast du schon wieder Recht?“ unterscheiden sich nur in der **Reihenfolge von „du“ und „hast“**, trotzdem ist die Bedeutung der beiden Sätze grundverschieden.

Im Französischen unterscheiden sich die beiden folgenden Sätze nur durch die unterschiedliche **Intonation** „Tu viens aussi.“ und „Tu viens aussi?“, trotzdem ist der erste Satz wie oben im Deutschen eine Aussage und der zweite eine Frage.

Die beiden folgenden Sätze unterscheiden sich nur durch das Morphem „t“, das so etwas wie *Erzählzeit* bedeutet. „Ich kaufe mir einen neuen Anzug.“ und „Ich kaufte mir einen neuen Anzug.“. Welches Morphem aber bedeutet dann *Gegenwart* im ersten Satz? Offensichtlich die Abwesenheit eines Morphems. Morpheme, die eine Bedeutung haben, aber nicht vorhanden sind, nennt man **Nullmorpheme**.

Auch wenn Morpheme durch Lautfolgen realisiert sind, können diese Lautfolgen durch andere Morpheme unterbrochen sein. Wie in dem Zeichen „Ich habe heute morgen in der Stadt einen Anzug gekauft“ gibt es ein Morphem das aus folgenden drei Teilen besteht, nämlich, „hab — ge — t“, die zusammen die Zeit *Perfekt* bedeuten. Solche Morpheme heißen **diskontinuierliche Morpheme**.

Einige Morpheme haben keine Bedeutung im eigentlichen Sinn des Wortes, sie ermöglichen aber die Verwendung eines anderen Morphems auf eine andere Weise.

Ein schönes Beispiel hierfür ist das Zeichen „Zerlegbarkeit“, das aus vier Morphemen besteht, wovon zwei nämlich „bar“ und „keit“ zu dieser besonderen Art von Morphem gehören. Das Morphem „bar“ erlaubt die Verwendung des Verbs „zerleg“ als Adjektiv, wie in ein „zerlegbares Zeichen“. Das Morphem „keit“ erlaubt wiederum die Verwendung eines Adjektivs als Nomen, wie in „Die Zerlegbarkeit des Zeichens muß noch bewiesen werden.“. Diese Art von Bedeutung nennt man **funktionale Bedeutung** und manche Linguisten nennen diese Morpheme **Transformative**.

Diese Eigenschaften von Morphemen haben nichts mit den vorgestellten Methoden zu tun, sondern sind Beobachtungen, die man macht, wenn man die Methoden anwendet.

Gleichzeitig belegen und widerlegen die hier vorgestellten Beispiele auch die von **Edward Sapir** und seinem Schüler **Benjamin Lee Whorf** vorgebrachte **Hypothese**, daß **unterschiedliche Sprachen dazu führen, die Welt mit anderen Augen zu sehen**.

So halten die Deutschen, die weder Biologen noch Gärtner sind, rote und schwarze Johannisbeeren sicherlich für zwei Sorten der selben Art, die Franzosen halten sie aber für zwei verschiedene Arten: cassis - groseille. (Bestätigung der Hypothese)

Andererseits halten die Franzosen „pomme de terre“ genausowenig für einen Apfel, wie die Deutschen: Kartoffel. (Widerlegung der Hypothese).

Das folgende Kapitel verursacht bei mir Bauchschmerzen, denn ich glaube nicht, daß die Lexikologie ernsthaft zum Forschungsbereich der Linguistik gehört. Trotzdem werden Kenntnisse aus diesem Bereich von allen Linguisten verlangt. Ich halte die Lexikologie für eine Anwendung der Linguistik, wie auch die Sprachlehrforschung, aber neben der Linguistik spielen auch andere Wissenschaften dabei eine Rolle und beeinflussen die Resultate. Hinzu kommt, daß man Wörterbücher schon seit Jahrhunderten verfaßt, d.h. es gibt eine Tradition des Schreibens von Wörterbüchern, die unabhängig von linguistischer Forschung ist und in besonderem Maße die „Sammelwissenschaften“ und „Kuriositätenwissenschaften“ des 19. Jahrhunderts vertreten.

Deshalb werde ich nur ausgewählte Begriffe aus diesem Bereich vorstellen und erläutern.

Synonyme

Zwei Wörter einer Sprache sind **Synonyme**, wenn sie die gleiche Bedeutung haben, wie z.B. „Gynäkologe“ und „Frauenarzt“.

An diesem Beispiel werde ich ausführlich die grundsätzliche Problematik dieser Begriffe zeigen, nicht weil ich etwas gegen die Begriffe habe, sondern weil die aktuelle moderne Linguistik diese Probleme nicht in den Griff kriegen kann, ohne ihre Methoden zu ändern.

Schritt 1: Definition von Synonymie

Stehen A und B für verschiedene Wörter des Deutschen, könnte man formal schreiben:

Wenn die Bedeutung von A gleich der Bedeutung von B ist, dann sind A und B Synonyme.

Wenn $\text{Bedeutung}(A) = \text{Bedeutung}(B)$ dann $B = \text{Synonym}(A)$ und $A = \text{Synonym}(B)$

Das sieht ziemlich sauber aus, aber es gibt einen kleinen Pferdefuß, denn wie kann man genau feststellen, ob A und B die gleiche Bedeutung haben, schließlich kann man nicht in den Kopf der Menschen kucken.

Schritt 2: Neudefinition von Synonymie aus methodischen Gründen

Hierauf gibt es in der Linguistik eine Standardantwort, nämlich: A und B haben genau dann die gleiche Bedeutung, wenn A und B in jedem beliebigen Kontext austauschbar sind.

Diese scheinbar saubere Lösung hat aber zwei massive Pferdefüße.

1. Man kann ziemlich leicht zeigen, daß es dann in keiner Sprache Synonyme geben kann; denn in einer Äußerung vom Typ „*Ein Gynäkologe ist ein Frauenarzt.*“ kann man weder Gynäkologe durch Frauenarzt ersetzen („Ein Frauenarzt ist ein Frauenarzt.“), noch kann man die Reihenfolge ändern („Ein Frauenarzt ist ein Gynäkologe.“). (Beispiel analog zu einem Beispiel von Noam Chomsky)
2. Durch das Testverfahren wird die ursprüngliche Definition geändert, denn das Testverfahren definiert zwei Wörter A und B einer Sprache als Synonyme, dann und nur dann, wenn sie wechselseitig austauschbar sind.

Aus der ursprünglichen Definition:

Wenn die Bedeutung (A) = Bedeutung (B), dann sind A und B Synonyme.

Entsteht eine Definition in zwei Schritten:

1. **Wenn A und B beliebig austauschbar sind, dann ist die Bedeutung (A) = Bedeutung (B).**
2. **Wenn die Bedeutung (A) = Bedeutung (B), dann sind A und B Synonyme.**

Hieraus folgt die neue Definition

Wenn A und B beliebig austauschbar sind, dann sind A und B Synonyme.

Der erste Einwand zeigt, daß die neue Definition **zu stark beschränkend** ist, denn kein Wortpaar, von dem wir mit gesundem Menschenverstand sagen würden, daß es zwei bedeutungsgleiche Wörter, also Synonyme sind, übersteht die Definition. Das Beispiel mit dem „Gynäkologen“ und dem „Frauenarzt“, zwei Wörter mit absolut gleicher Bedeutung, zeigt, daß die geforderte Eigenschaft der Austauschbarkeit zu stark ist, **weil es eben echte Synonyme gibt, die in bestimmten ausgewählten Kontexten aber nicht austauschbar sind**, wie „Ein Gynäkologe ist ein Frauenarzt.“ „Gynäkologe ist ein anderes Wort für Frauenarzt.“

Bedauerlicherweise ist die zweite Definition aber **auch nicht hinreichend beschränkend**, denn sie erlaubt es, **bedeutungsverschiedene** aber äußerlich gleiche Wörter als Synonyme anzusehen, weil diese eben grundsätzlich austauschbar sind. So kann man z.B. im Deutschen den Nominativ Plural des bestimmten Artikels (die) grundsätzlich gegen den Nominativ Singular des bestimmten weiblichen Artikels (die) austauschen, ohne daß die Äußerung falsch oder unsinnig würde, niemand würde den Austausch überhaupt bemerken.

Solche äußerlich identischen, aber inhaltlich verschiedenen Wortpaare werden in der Linguistik als Homonyme bezeichnet, und ich bin sicher, daß keiner der Linguisten, der das Austauschbarkeitskriterium für Synonyme gefordert hat, ernstlich die Homonyme als Unterkategorie der Synonyme definieren wollte, obwohl genau das erreicht wird.

Den Einwand, daß diese beiden „die“ nicht dieselbe **Bedeutung** haben, kann man sofort als unzulässig zurückweisen, denn die zweite Definition vermeidet die Bedeutung als Kriterium, denn genau zu diesem Zweck ist sie schließlich eingeführt worden.

Schritt 3 Vorschlag einer anderen Neudefinition

Natürlich kann man die Definition besser formulieren, um solche Probleme zu vermeiden:

Wenn A und B außer in genau bestimmten Fällen austauschbar und wenn Bedeutung (A) nicht $\neq$ Bedeutung (B) ist, dann sind A und B Synonyme.

Da es viel einfacher ist die Ungleichheit von Bedeutungen als die Gleichheit von Bedeutungen festzustellen, ist die letzte Definition deutlich besser.

Mit dieser letzten Behauptung sind viele Menschen sicher nicht einverstanden, denn die Negation einer Negation führt zum Ausgangspunkt zurück oder formal **nicht(nicht A) = A**. Aber das alltägliche Leben beweist, daß wir uns viel leichter über Ungleichheit als über Gleichheit einigen können, das hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß Gleichheit in der Wirklichkeit gar nicht existiert, wir also, wenn wir über Gleichheit diskutieren eigentlich immer nur über Grade von Ähnlichkeit diskutieren.

Trotzdem halte ich auch diese Definition eigentlich für nicht gelungen, denn es gibt meiner Meinung nach in vielen Sprachen echte Synonyme, die normalerweise nie austauschbar sind, wie z.B. „er – sie – es“ im Deutschen oder die bestimmten Artikel „el – la – lo“ im Spanischen, deren Verwendung durch syntaktische Regeln gesteuert werden.

Aus den oben angeführten Gründen schlage ich folgende Definition vor:

Wenn Bedeutung (A) nicht ungleich Bedeutung (B), dann sind A und B Synonyme.

Homonyme und Polyseme

Zwei Zeichen sind **homonym**, wenn ihre **Form (Signifiant)** gleich, aber ihre **Bedeutung (Signifié)** verschieden ist. Es gibt drei mögliche Arten von Homonymie:

1. Zwei Zeichen, die in Laut und Schrift gleich sind, **echte Homonyme**.
2. Zwei Zeichen, die nur im Laut gleich sind, **Homophone**.
3. Zwei Zeichen, die nur in der Schrift gleich sind, **Homographen**.

Beispiele zu 1: $note_1 = \text{Notiz} - note_2 = \text{Schulnote} - note_3 = \text{Musiknote}$

Beispiele zu 2: **poing** = Faust – **point** = Punkt; **non** = nein – **nom** = Name

Beispiele zu 3: **plus /ply/** = nicht mehr – **plus /plus/** = mehr

Beispiele zu 1 und 3 sind schwierig zu finden, weil die französische Orthographie versucht Homonymie zu verhindern. Beispiele zu 2 gibt es im Französischen ohne Ende, sogar über die Wortgrenzen hinweg (Jean – J'en), sie sind die Grundlage aller *Calembours* (Kalauer), die wahrscheinlich beliebteste Form des französischen Humors, den schon Voltaire und Friedrich der Große gepflegt haben:

Friederich: P à ci .
 venez sans

Voltaire: G a.

F: Venez souper à Sans Souci. V: J'ai grand appétit.

Polyseme sind Zeichen, die man als **ein Zeichen mit unterschiedlichen, aber ähnlichen Bedeutungen ansieht**, hierzu rechnet man in der Regel alle Zeichen, die sich aus dem selben lateinischen Zeichen entwickelt haben, wie z.B. **homme** mit den Bedeutungen **Mann** und **Mensch**. Auch bei diesen Begriffen wird deutlich, daß man die sinnfälligen Unterscheidungen mit den vorhandenen Methoden schlecht in den Griff bekommt, weil es z.B. keine Theorie der Ähnlichkeit in der Linguistik gibt.

Hyperonyme und Hyponyme

Wenn man die beiden Begriffe einfach ins Deutsche übersetzt, wird einem sofort klar, was sie bedeuten:

Hyperonym => Oberbegriff
Hyponym => Unterbegriff

1. Meuble ist ein **Hyperonym** zu armoire, table, chaise und fauteuil.
2. Table, chaise und fauteuil sind **Hyponyme** zu meuble.

Diese Begriffe spielen eine zentrale Rolle in der Wortfeldtheorie, die vor allem in Deutschland entwickelt wurde.

Unter **Antonymen** versteht man primär zwei Zeichen die skalierbare Eigenschaften als Bedeutung haben und dabei jeweils das Gegenteil des anderen sind, wie in folgenden Beispielen:

1. groß und klein grand et petit
2. dick und dünn gros et mince/maigre
3. heiß/warm und kalt chaud et froid
4. hoch und tief haut et bas

Wirklich überzeugend im Sinne der Definition ist eigentlich nur das erste Beispiel.

Beim zweiten Beispiel haben wir am unteren Ende der Skale des Dickseins im Französischen zwei Begriffe zur Auswahl, die aber beide das „Dünnsein“ zusätzlich noch bewerten.

Beim dritten Beispiel ist „heiß“ eindeutig wärmer als „warm“, trotzdem glaube ich, daß die meisten Deutschen eher das Paar warm/kalt wählen würden.

Beim vierten Beispiel sind „tief“ und „bas“ keine Übersetzungsäquivalenten Wörter, denn „tief“ heißt in der Regel „profond“ und „bas“ übersetzt man meistens mit „niedrig“ oder „unten“. Wählt man um diesen Mangel auszugleichen im deutschen „oben und unten“, dann geht leider die Skalierbarkeit verloren.

Diese Form von **Antonymen bzw. Gegensatzpaaren** haben eine **psychische Realität** im Bewußtsein der Sprecher einer Sprachgemeinschaft, hierzu gehören weitere Paare wie:

hell – dunkel, alt – jung, wahr/richtig – falsch, klar – trüb, arm – reich, schlau/klug – dumm
Winter – Sommer, schön – häßlich, lustig/albern – ernst, fröhlich – traurig, sauber – dreckig
scharf – stumpf, lieb – böse, nah – fern

Des Weiteren werden oft auch Zusammensetzungen wie:

glücklich – unglücklich, echt – unecht, artig – unartig, geschickt – ungeschickt

von vielen Linguisten zu den Antonymen gerechnet, obwohl es sehr viele Gegenbeispiele zu der Annahme gibt, daß „un-“ grundsätzlich das Gegenteil einer Eigenschaft oder Sache bedeutet, wie z.B. **heimlich – unheimlich**.

Auch Gegensatzpaare wie:

oben – unten, rein – raus, rauf – runter, drauf – drunter, vor – zurück, vorwärts – rückwärts,
vorher- nachher, abwärts - aufwärts

werden oft zu den Antonymen gerechnet, obwohl sehr viele von diesen nicht skalierbar sind und darüber hinaus auch bei der Bildung von neuen Gegensatzpaaren verwendbar sind, wie „reingehen – rausgehen“, „Stromaufwärts – Stromabwärts“.

Uferlos wird die Zahl an Antonymen, wenn man jeden beliebig darstellbaren Gegensatz zu einem Antonym erklärt oder zumindest das zuläßt. Dann sind auch

Mann – Frau, Metall – Nichtmetall, ledig – verheiratet, in Lohn und Brot stehend – arbeitslos

alles Antonyme. Bei Geckeler finden wir auch Beispiele wie „savoir – oublier“ als mögliche Antonyme, worauf ich von selbst niemals gekommen wäre und deshalb dem auch nicht zustimmen möchte.

Indoeuropäische Sprachen

Die indoeuropäischen Sprachen sind, die am weitesten verbreitete Sprachfamilie der Welt mit folgenden Unterfamilien: Albanisch, Armenisch, Baltisch, Keltisch, Germanisch, Griechisch, Indoiranisch, Italisches (mit den sich daraus entwickelnden romanischen Sprachen), Slawisch und den beiden ausgestorbenen Unterfamilien Anatolisch (mit dem Hethitischen) und Tocharisch. Indogermanische Sprachen werden heute von etwa zwei Milliarden Menschen gesprochen.

Die Weiterentwicklung der indogermanischen Sprachen ist ganz allgemein von einem ständigen Verfall der Flexion gekennzeichnet. Man darf zu Recht annehmen, dass die indogermanische Grundsprache stark flektierend war, da es auch die sehr alten Sprachen wie Sanskrit, Avestisch und Altgriechisch sind. Im Vergleich dazu haben sich relativ moderne Sprachen wie Englisch, Französisch und Persisch unter Zuhilfenahme von präpositionalen Konstruktionen und Hilfsverben zu einer analytischen Bauweise hin entwickelt. Der Flexionsverfall ist größtenteils dadurch entstanden, dass im Lauf der Zeit viele Wörter ihre Endsilben verloren. Moderne Wörter der indogermanischen Sprachen sind daher häufig viel kürzer als ihre Vorfahren in der Ursprache. Zahlreiche Sprachen bildeten zum Ausgleich neue Formen und grammatikalische Unterscheidungsmerkmale. Auch der tief greifende Bedeutungswandel im Wortschatz hat zur Weiterentwicklung beigetragen.

Die ursprünglichen Bedeutungen einer kleinen Anzahl vermutlich protoindogermanischer Wörter lassen sich mit großer Sicherheit angeben; Ableitungen dieser Wörter kommen mit übereinstimmenden Bedeutungen in den meisten indogermanischen Sprachen vor. Dieser kleine gemeinsame Wortschatz deutet auf eine jungsteinzeitliche oder vielleicht Metall verarbeitende Kultur mit Ackerbau und Viehzucht hin. Über Identität und Heimat dieser Kultur wurde viel spekuliert. Die archäologischen Entdeckungen in den sechziger Jahren weisen auf die prähistorische Kurgan-Kultur hin, die zwischen 5000 und 3000 v. Chr. in den Steppen westlich des Urals angesiedelt war und sich bis etwa 2000 v. Chr. nach Osteuropa und in den Nordiran verbreitet hatte.

Microsoft ® Encarta ® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Indoeuropäische Wanderung

Indoeuropäische Wanderung, Bezeichnung für die Wanderungs- und Expansionsbewegungen indoeuropäischer Völker und Stämme, die vermutlich ursprünglich in dem Gebiet zwischen Südrussland und Mitteleuropa beheimatet waren. Um 2000 v. Chr. setzte eine erste Wanderung Richtung Süden ein, in deren Verlauf die Hethiter nach Kleinasien und die Achaier nach Griechenland kamen. Eine zweite Wanderungsbewegung brachte um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends Arier nach Indien. Die dritte große Wanderungsbewegung, die ägäische Wanderung und die anschließende dorisches Wanderung, führten zu tief greifenden Umwälzungen im gesamten Ägäisraum. Im 1. Jahrtausend v. Chr., besonders ab der Jahrtausendmitte, expandierten die Kelten von Mitteleuropa aus in nahezu alle Richtungen. Die letzte große Wanderungsbewegung, die germanische Völkerwanderung im 2. bis 6. Jahrhundert n. Chr., mündete in die Herausbildung germanischer Staatswesen in Europa, besonders auf dem Boden des ehemaligen Römischen Reiches, und schuf damit die Grundlagen für die ethnische und politische Struktur Europas.

Verfasst von: Fedor Bochow

Microsoft ® Encarta ® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Hügelgräberkultur

Hügelgräberkultur, Sammelbezeichnung für verschiedene Kulturgruppen der mittleren Bronzezeit (etwa 1600 bis 1200 v. Chr.) in Mitteleuropa. Trotz regionaler kultureller Unterschiede wiesen diese Kulturgruppen gewisse Übereinstimmungen in der Formengebung ihrer Gefäße- und Werkzeugproduktion auf, betrieben eine hoch entwickelte Bronzeindustrie und hatten ausgedehnte Handelskontakte. Gemeinsam war ihnen aber vor allem der Brauch, ihre männlichen und weiblichen Toten mit wertvollen Grabbeigaben (Waffen, Schmuck etc.) in Hügelgräbern beizusetzen.

Die Aufschüttung von großen Hügeln über einem einfachen oder durch Holz- oder Steineinbauten befestigten Grab kam bereits in der Jungsteinzeit vor und blieb noch bis zum Ende der Eisenzeit üblich. In der Bronzezeit waren Hügelgräber besonders stark verbreitet (von Ostfrankreich bis in den Karpatenraum) und traten als ausschließliche Bestattungssitte in bestimmten europäischen Regionen auf. Wichtige Zentren der Hügelgräberkultur lagen westlich des Rheins, an der oberen Donau im Grenzgebiet Bayerns, Österreichs und Tschechiens sowie im Gebiet der Lausitzer Kultur in Ostdeutschland und Westpolen. Um 1200 v. Chr. wurde die Hügelgräberkultur in weiten Teilen Mitteleuropas von der Urnenfelderkultur abgelöst.

Verfasst von: Margit Mersch

Microsoft® Encarta® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Aufstieg des Hirtentums in Eurasien

Die historischen Essays in Encarta Enzyklopädie geben Kenntnisse und Einschätzungen führender Historiker wieder. David Christian, Professor an der Macquarie University in Australien, beschreibt in diesem Beitrag die frühen Formen des Hirtentums, die vor etwa 6 000 Jahren in den eurasischen Steppen aufkamen.

Aufstieg des Hirtentums in Eurasien

Im 19. Jahrhundert glaubten viele Anthropologen, dass Hirtengesellschaften, die auf der Domestizierung von Tieren zur Ernährung und für andere Zwecke beruhten, sich vor solchen landwirtschaftlichen Gesellschaften entwickelten, die vor allem auf Ackerbau basierten. Die archäologische Forschung im 20. Jahrhundert beweist jedoch, dass sich das Hirtentum später entwickelte als der Ackerbau und aus den Neuerungen bei der landwirtschaftlichen Nutzung von Haustieren abgeleitet wurde. Die Domestizierung verschiedener Tierarten durch die frühen Bauern und die effiziente Nutzung des Viehbestands waren zwei Grundvoraussetzungen für das Hirtentum. Zwischen 9000 und 6000 v. Chr. hatten Bauern in Mesopotamien, Anatolien und möglicherweise auch andernorts in Eurasien bereits Ziegen, Schafe und Rinder domestiziert. Diese frühen landwirtschaftlichen Gemeinschaften nutzten ihren Tierbestand jedoch nicht effizient. Zwar schützten und fütterten die Bauern ihre Tiere ein Leben lang, doch verwendeten die Bauern die Tiere nur einmal nach deren Schlachtung, um Fleisch und Felle zu erhalten. Die Bauern behandelten ihre Tiere im Grunde genommen wie mobile Lager für Fleisch und Felle.

Die aufkommenden wirksameren Methoden zur Nutzung von Viehbeständen ermöglichten den Gemeinschaften, hauptsächlich von den Erzeugnissen ihrer Herden zu leben; dies führte zur Entwicklung des Hirtentums. Eine derart verbesserte Nutzung der Viehbestände findet man im 5. Jahrtausend v. Chr. in einer Ära, die der englische Historiker und Archäologe Andrew Sherratt als „Revolution der Sekundärprodukte“ bezeichnet. In dieser Phase bedeutsamen Wandels ermöglichten es neue Techniken, die Sekundärprodukte der lebenden Haustiere zu nutzen: Haare, Milch, Blut und Zugkraft der Tiere. Dies bedeutete, dass jedes Tier während seiner Lebenszeit mehrere Rohstoffe hervorbrachte, wo-

durch sich die Produktivität des Viehhütens erhöhte. Diese gesteigerte Produktivität erlaubte es letztendlich den bäuerlichen Gemeinschaften, hauptsächlich von ihrem Viehbestand zu leben. Dadurch wurde wiederum die Besiedlung unfruchtbaren Weidelandes möglich, das sich kaum für Ackerbau, aber durchaus als Weidegebiet eignete.

Die Milch von Haustieren wurde wahrscheinlich seit dem 5. Jahrtausend v. Chr. genutzt, Schafswolle wurde mit Sicherheit seit dem 3. Jahrtausend v. Chr., höchstwahrscheinlich aber noch früher, als Rohstoff verwendet. Landwirtschaftliche Gemeinschaften begannen, die Zugkraft ihrer domestizierten Tiere, wie Pferde und Kamele, zu nutzen, die sie zuvor nur wegen ihres Fleisches gejagt hatten. Die frühesten Belege für das Reiten auf Pferden finden sich für das Jahr 4000 v. Chr. Sie stammen aus der östlichen, ukrainischen Seite der Dereivka am Fluß Dnjepr, einer Gruppe zusammengehöriger Orte, die Archäologen als Sredny-Stog-Kultur bekannt ist. In der Dereivka fanden Archäologen die Überreste zahlreicher Pferde, die offensichtlich domestiziert waren. Weitere frühe Belege für das Reiten auf Pferden aus der gleichen Zeit stammen aus Baotai im nördlichen Kasachstan. Um das 3. Jahrtausend v. Chr. wurden auch Kamele im südlichen Zentralasien domestiziert. Frühe Bilder zeigen, dass diese hauptsächlich zum Ziehen von Karren eingesetzt wurden.

Insgesamt ermöglichte die Nutzung der Sekundärprodukte zum ersten Mal in der Geschichte, durch Haustiere einen Großteil der Nahrung, Bekleidung, Behausung und Zugkraft zu gewinnen, die für das Überleben ganzer Bevölkerungsgruppen erforderlich waren. Dies ermöglichte wiederum den Gemeinschaften, sich in unfruchtbaren Steppen Eurasiens anzusiedeln, in denen sie diese Verfahren benutzten, um eine Lebensweise zu entwickeln, die wir heute als Hirtentum bezeichnen.

Im Großen und Ganzen haben Historiker die Welt der Wanderhirten vernachlässigt, romantisiert oder verteufelt. Dabei gibt es zwei Hauptgründe für die unpräzisen Einschätzungen. Die Hirten selbst erstellten kaum Schriftstücke. Daher stammen die schriftlichen Nachweise über diese Völker hauptsächlich von deren Feinden in ackerbaulichen Gemeinschaften. Andererseits waren die Hirtenvölker klein, und insbesondere in den letzten Jahrhunderten scheint ihr Einfluss auf die Weltgeschichte geringer zu sein als der ackerbaulicher Zivilisationen. Es wird jedoch deutlich, dass wir die eurasische Geschichte nicht verstehen können, ohne die Beiträge der zahlreichen Hirtengemeinschaften zu erforschen. Eine Untersuchung der Entwicklung des Hirtentums in der frühen Geschichte der Menschheit zeigt, wie die Geschichte Eurasiens von Wanderhirten mit ihren Haustieren geprägt wurde.

Die Entwicklung und Ausbreitung des frühen Hirtentums

Die Hirten der Sredny-Stog-Gemeinschaften waren wahrscheinlich sesshaft. Dereivka selbst war eine Dorfgemeinschaft mit einer Fläche von circa 2 000 Quadratmetern. Die rechteckigen Holzhäuser befanden sich innerhalb eines Schutzzaunes. Die Flächen ließen sich jedoch nur schwer ackerbaulich nutzen, so dass die Menschen immer mehr von der Viehzucht abhängig wurden. Folglich vergrößerten sich die Herden, und man begann, die Tiere auf größeren Flächen weiden zu lassen. Andere frühe Hirten standen wahrscheinlich vor einer vergleichbaren Situation. Schließlich begannen zunächst einzelne Hirten und später ganze Gemeinschaften, mit ihren Herden umherzuziehen. Die Khvalynsk-Kultur im 3. Jahrtausend v. Chr. bestand östlich der Sredny-Stog-Orte; im Gegensatz zur Sredny-Stog-Kultur ist die Khvalynsk-Kultur besonders durch ihre Grabhügel oder **kurgany** bekannt. Da kaum Siedlungen gefunden wurden, liegt die Vermutung nahe, dass die Khvalynsk-Kultur hauptsächlich aus Wanderhirten bestand.

Diese Hirten unterhielten Handelsbeziehungen mit anderen Gemeinschaften aus Ackerbauern oder Hirten oder führten gegen diese Kriege. Die selbst in den frühesten Grabhügeln gefundenen Waffen lassen vermuten, dass Wanderhirten bisweilen andere Gemeinschaften überfielen. Die in vielen Grabstätten gefundenen Wagenräder belegen, dass um das 3. Jahrtausend v. Chr. einige Hirten ihre Haustiere als Zugtiere einsetzten, um Waren und möglicherweise ihre zeltartigen Behausungen zu transportieren. In Anbetracht aller Umstände scheint es zumindest ab 3000 v. Chr. in den Steppen der östli-

chen Ukraine, im südlichen Russland und im nördlichen Kasachstan viele nicht sesshafte Hirten gegeben zu haben. Die Übereinstimmungen zwischen diesen Gemeinschaften, die trotz der großen von ihnen besiedelten Flächen erkennbar sind, zeigen, dass die Hirten viel umherzogen und häufig miteinander in Kontakt traten.

Um 2000 v. Chr. finden sich auch im Osten des nordöstlichen Kasachstan und in der westlichen Mongolei Gemeinschaften von Wanderhirten. Stätten der frühesten bedeutenden Hirtenkultur in dieser Region, der Afanasevo-Kultur, reichen von der Mongolei bis ins südliche Sibirien und ins südliche Uralgebiet. Bei einigen Afanasevo-Fundstätten handelt es sich um Dörfer, aber die meisten sind Grabhügel. Dies legt den Schluss nahe, dass diese Gemeinschaften die meiste Zeit damit verbrachten, von Weidegebiet zu Weidegebiet zu ziehen. Die menschlichen und kulturellen Überreste der in Afanasevo-Grabhügeln beigesetzten Menschen lassen vermuten, dass diese aus westlicheren Gebieten einwanderten. Folglich sind die Funde ein Hinweis dafür, dass sich das Hirtentum zwischen 4000 und 2000 v. Chr. in östlicher Richtung über die Steppen ausbreitete. Da die frühen Hirten nur langsam mit ihren Schaf-, Ziegen- und Pferdeherden ostwärts zogen, brachten sie auch die indoeuropäischen Sprachen der frühen Hirtengemeinschaften mit. Daher wurden um 2000 v. Chr. die indoeuropäischen Sprachen wahrscheinlich überall in den Steppen vom Schwarzen Meer bis zur westlichen Mongolei und bis nach Sinkiang gesprochen.

Hirten im 2. Jahrtausend v. Chr.

Im 2. Jahrtausend v. Chr. breitete sich das Hirtentum noch weiter nach Osten aus. Entlang der Nordgrenzen von China begannen sesshafte Gemeinschaften, die Verfahren der Hirten in den nahe gelegenen Steppen zu übernehmen. Die Okunevo-Kultur, die in der westlichen Mongolei und im südlichen Sibirien auf die Afanasevo-Kultur folgte, war mit Sicherheit durch Hirten geprägt, doch die zugehörigen Völker scheinen aus östlicheren Gebieten zu stammen. Dies war der Beginn eines tief greifenden und kaum ergründeten Wandels des Wanderverhaltens. Von 4000 v. Chr. bis immerhin 1000 v. Chr. breiteten sich die Völker, Kulturen und Verfahren hauptsächlich von Westen nach Osten über die Steppen aus. In den späteren Jahrtausenden kehrte sich die Ausbreitungsrichtung jedoch um. In den letzten beiden Jahrtausenden brachten Völker aus dem Osten türkische und mongolische Sprachen mit; von da an dominierten diese Sprachen in den Steppen von Eurasien.

Eine zweite bemerkenswerte Entwicklung im 2. Jahrtausend v. Chr. war das Aufkommen sesshafterer Formen des Hirtentums in den Bronze-Kulturen der Steppe, die vom Schwarzen Meer bis zu den Grenzen der Mongolei und Sinkiangs reichten. In den Steppen Zentralasiens, der südlichen Ukraine und Russlands entstanden viele kleine Dörfer. Diese Dörfer waren von sesshaften Hirten bewohnt, denen große Rinderherden gehörten, die für die eher nomadischen Formen des Hirtentums weniger geeignet waren. Klimatische Änderungen, die Ackerbau in Steppen ermöglichten, könnten ebenfalls der Grund für diesen Wandel zu sesshafteren Formen des Hirtentums sein. Einwanderer von zentralasiatischen Bronze-Kulturen der Steppe drangen wahrscheinlich in der Mitte des 2. Jahrtausends in das nördliche Indien vor. Sie brachten ihr Vieh, ihre indoeuropäischen Sprachen und religiösen Traditionen mit. Im 2. Jahrtausend v. Chr. wanderten bronzezeitliche Hirten der Steppe möglicherweise auch in Nordchina und Mesopotamien ein.

Das 1. Jahrtausend v. Chr.: die skythische Ära

Mit dem Beginn der Eisenzeit um 1000 v. Chr. wandten sich viele Hirten in den eurasischen Steppen wieder weniger sesshaften und kriegerischeren Formen des Hirtentums zu. Diese Zeit war durch das klassische Hirtentum der Skythen geprägt, die an den Ufern des Schwarzen Meeres lebten. Die Skythen wurden vom griechischen Historiker Herodot beschrieben. Im 8. Jahrhundert v. Chr. begannen die Hirten im eurasischen Binnenland, Komposit-Bogen zu fertigen, welche die Skythen zu todbringenden Kriegern machten. Im frühen 1. Jahrtausend v. Chr. verbreiteten sich Bräuche und Arbeitsweisen über

die Steppen, so dass sich ein überraschend homogenes Reiterhirtentum in Eurasien entwickelte, das Herodot in seinen Werken lebhaft beschrieb. Die Überreste dieser Wirtschaftsform finden sich auch in den erstaunlichen Eisgrabstätten von Pazyryk an der nordöstlichen Grenze der Mongolei. Zu den wesentlichen Merkmalen der Reiterhirten des 1. Jahrtausends v. Chr. gehören ein eigener künstlerischer Stil, der sich durch lebendige, graziöse und kunstvolle Tierbilder auszeichnet, der Gebrauch von Waffen aus Eisen, wie z. B. Schwertern, und die Entwicklung komplexer Rüstungen für Pferde. Die Beschreibungen dieser Gemeinschaften durch Herodot am westlichen Rand der Steppen und durch den Han-Historiker Ssu-ma Ch'ien am östlichen Rand schufen Stereotypen des Hirtenlebens, die sich teilweise bis heute gehalten haben.

Lebensstile früher Hirtengemeinschaften

Es gibt keine schriftlichen Überlieferungen der Hirtengemeinschaften aus der Zeit vor dem 1. Jahrtausend v. Chr. Die Kenntnisse des frühen eurasischen Hirtentums stammen aus der Archäologie. Archäologische Funde lassen sich jedoch häufig nur schwer interpretieren. Folglich müssen zum Verständnis der frühen Hirten und ihrer Lebensweise die archäologischen Funde sorgfältig mit Kenntnissen über die Lebensweise moderner Hirten verglichen werden.

Die frühen Hirten lebten von domestizierten Tieren, und viele Hirten führten ein ausgesprochenes Nomadenleben. Das Vorhandensein von Dörfern zeigt jedoch, dass nicht alle frühen Hirten zur Nahrungssuche umherwanderten. In moderner Zeit benötigen die meisten Hirten auch einige ackerbauliche Erzeugnisse. Wenn sie sich diese nicht durch Tauschhandel gegen Erzeugnisse ihres eigenen Viehbestands beschaffen können, widmen sie sich auch dem Ackerbau. Daher betrieben höchstwahrscheinlich auch die frühen Hirten Ackerbau. Möglicherweise blieben einige Mitglieder einer Gruppe in den Zufluchtsorten für den Winter zurück und bauten Nutzpflanzen an, während die anderen im Frühjahr und Sommer in den Steppen umherwanderten. Bisweilen war jedoch, wie in vielen bronzezeitlichen Siedlungen der Steppe, ein Großteil der Gemeinschaft sesshaft, und nur einige Hirten führten die Herden zum Weiden. Im Gegensatz dazu gab es aber durchaus auch Zeiten, in denen ganze Gemeinschaften auf Wanderschaft waren, wobei diese bisweilen ihr traditionelles Weideland zurückließen und große Entfernungen überwandten.

Unsere Kenntnisse moderner Hirtengesellschaften lassen den Schluss zu, dass diese frühen Massenvanderungen durch ökologische Katastrophen oder militärische Niederlagen verursacht wurden. Darüber hinaus liegt nahe, dass diese Wanderungen häufig zu groß angelegten Überfällen und Kriegshandlungen führten, da die Hirten versuchten, neue Weideländer oder neue Herden von schwächeren Nachbarn zu erobern. Die ersten ansatzweisen Belege für derartige Wanderungsbewegungen stammen aus dem frühen 4. Jahrtausend v. Chr. Auch beweisen Funde, dass einige Hirten sich über die benachbarten landwirtschaftlich genutzten Gebiete von Mesopotamien, Zentralasien, des indischen Subkontinents und Chinas verbreiteten. Einige dieser Wanderungen mögen zwar friedlich verlaufen sein, aber andere waren wahrscheinlich ebenso gewalttätig wie die Hirteninvasionen in historischen Zeiten, wie z. B. diejenigen der Mongolen unter Dschingis Khan im 13. Jahrhundert n. Chr.

Die meisten Hirtenvölker bestanden aus kleinen Gemeinschaften von Wanderhirten, deren Mitglieder keine Reichtümer anhäuften. Dies lässt sich anhand grundlegender ökologischer Prinzipien erläutern. Hirten sind hinsichtlich Nahrung, Bekleidung und Behausung hauptsächlich von tierischen Erzeugnissen abhängig. Menschen und Tiere ernähren sich von Pflanzen oder Tieren: Jede Stufe der Nahrungskette beinhaltet jedoch erheblich weniger Energie als die vorhergehende, denn es geht eine große Menge der in den Nahrungsmitteln gespeicherten Sonnenenergie beim Durchlaufen der Nahrungskette verloren. Dies bedeutet, dass Fleisnesser im Vergleich zu Pflanzenessern mehr Landfläche benötigen, um ihren Energiebedarf zu decken. Das Nomadentum war der effizienteste Weg zur Ausbeutung großer Weidegebiete. Die Ansammlung vieler Güter war jedoch in Anbetracht der ständigen Wanderschaft, die das Leben der Wanderhirten prägte, kaum möglich. Daher sammelten Hirten normalerweise

se weniger Güter als Bauern, oder sie bevorzugten tragbare Luxusgüter wie Seidenstoffe oder Schmuck. Das Fehlen großer Lager mit Wohlstandsgütern veranlasste Geschichtsschreiber aus ackerbaulichen Gesellschaften, die Hirten fälschlicherweise als zurückgeblieben und verarmt zu beschreiben.

In Hirtengesellschaften waren die Aufgaben normalerweise geschlechterspezifisch verteilt. Frauen kümmerten sich um die Herstellung und Pflege der Zelte und waren sozusagen für den Haushalt zuständig. Außerdem fertigten sie bemerkenswert schöne Teppiche und Wandbehänge, die in den meisten Hirtengesellschaften von Eurasien anzutreffen sind. Die Frauen übernahmen aber häufig auch traditionell männliche Aufgaben, einschließlich der Kriegsführung. Herodots Legenden von weiblichen Kriegerinnen oder „Amazonen“ bezogen sich wahrscheinlich auf Hirten, die nördlich des Schwarzen Meeres lebten. Darüber hinaus gibt es viele Beispiele für Frauen, die eine überaus einflussreiche politische Rolle spielten. In der Regel lagen jedoch die Politik, die Kriegsführung und die Pflege der großen Viehbestände in der Verantwortung der Männer.

Das Hirtenleben ist in mancherlei Hinsicht gefährlicher und kampfbetonter als das Leben der Ackerbauern. Die Herden können sich zwar schnell vermehren, aber sie können ebenso schnell durch Diebstahl, Krankheiten oder plötzliche klimatische Verschlechterungen, die das Weideland beeinträchtigen, dahinschwinden. Beim Verlust ihrer Herden blieb den Hirten oftmals keine andere Wahl, als sich den Viehbestand anderer Hirten anzueignen – dies ist eine Ursache dafür, dass Überfälle in jeder Ära des eurasischen Hirtentums zur Tagesordnung zählten. Tatsächlich begünstigten manche Fähigkeiten der eurasischen Hirten das Kriegshandwerk: Dazu gehörte das Reiten auf Pferden, das Zähmen von Großtieren, das Jagen mit Pfeil und Bogen und die Fähigkeit, sich auf weiten Landflächen orientieren zu können. Überfälle waren Gelegenheiten, diese Fertigkeiten weiter zu verfeinern. Häufig scheint ein Überfall in einem Teil der Steppe Auswirkungen auf ein größeres Gebiet gehabt zu haben. Krankheiten oder Kriege in einer Region konnten z. B. zu Überfällen in anderen Regionen führen, die wiederum große Kriege und Wanderungsbewegungen veranlassten. Kurz vor 100 v. Chr. beschreibt der chinesische Historiker Ssu-ma Ch'ien die Verbindung zwischen Hirtentum und Kriegsführung bei den Hsiung-nu-Hirten, die im Norden Chinas lebten:

Die kleinen Jungen lernen zunächst, auf Schafen zu reiten und Vögel und Ratten mit Pfeil und Bogen zu erlegen. Mit zunehmendem Alter schießen sie Füchse und Hasen, die der Ernährung dienen. Folglich können alle jungen Männer mit Pfeil und Bogen umgehen und in Kriegszeiten in der bewaffneten Reiterei dienen. In Friedenszeiten hüten sie ihre Herden und leben von der Jagd, aber in Krisenzeiten ergreifen sie die Waffen und rücken zu Raub und Plünderung aus.

Das Wesen der Hirtengesellschaften änderte sich eindeutig in Kriegszeiten. In Friedenszeiten bewegten sich kleine Gruppen von Hirten, die aus drei oder vier, manchmal bis zu 20 Haushalten bestanden, entlang der traditionellen Wanderwege. Sie trafen sich nur zu bestimmten Zeiten im Jahr mit ihren engsten Verwandten, so dass jede Gruppe relativ unabhängig war. Während dieser Zeiten war die Autorität der Clanführer nur erforderlich, um kollektive Entscheidungen bezüglich allgemeiner Fragen wie der Nutzung eines bestimmten Wanderweges, zu treffen. In Krisenzeiten waren die Hirtengesellschaften jedoch durch eine stärkere Hierarchie gekennzeichnet. Jede Gruppe musste nach Verbündeten in der Region suchen. Lokale Führer unterwarfen sich regionalen Führern, so dass sich sehr schnell Führungshierarchien entwickelten, an deren Spitze mächtige regionale Führer standen, die häufig mehrere Tausend Anhänger regierten. Diese Führer konnten beträchtlichen Reichtum und bedeutende Macht auf sich vereinigen, wie einige Hirtengräber belegen, die aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. stammen.

Bisweilen vergrößerten Führer ihren Reichtum und ihre Macht, indem sie landwirtschaftliche Regionen überfielen und die Beute mit ihren Gefolgsleuten teilten. Die Autorität der Herrscher in Hirtengesellschaften war jedoch nie so stabil wie diejenige der Herrscher in ackerbaulich geprägten Gesellschaften. Nach dem Ende militärischer Krisen löste sich ihre Gefolgschaft auf, und die Gefolgsleute kehrten

zu ihrem Wanderleben zurück, das weit außerhalb der Kontrolle von Führern lag. Diese Verhaltensmuster erklären, warum in der Welt des Hirtentums Hierarchien der Macht und des Reichtums schneller erstarkten und verschwanden als in der ackerbaulich geprägten Welt. Obwohl sicherlich auch vor 1000 v. Chr. militärische Allianzen in der oben beschriebenen Weise in den Steppen zustande kamen, gab es bis in die späteren Jahrhunderte des 1. Jahrtausends v. Chr. keine dauerhaften Hirtenstaaten. Die ersten Hirtenstaaten profitierten größtenteils vom Reichtum der benachbarten ackerbaulichen Staaten. Einerseits trieben sie dazu Handel mit diesen Staaten, andererseits forderten sie unter Androhung zerstörerischer Überfälle von diesen Tribut.

Trotz der prekären politischen Organisation verknüpften die Hirtengesellschaften die verschiedenen Zivilisationen der eurasischen Landmassen zu einem einzigen Netzwerk, das sich über ganz Eurasien erstreckte. Wanderhirten beförderten ihre Ideen, Lebensweisen und Erzeugnisse schnell durch die Steppen und gaben sie dann an benachbarte Gemeinschaften hinter den Grenzen weiter. Neben Lebensweisen wie dem Hirtentum selbst, der Reitkunst und der Kriegsführung mit Kampfwagen verbreiteten die Hirten verschiedene künstlerische Stile sowie Religionen und Sprachen, aber auch Krankheiten in den großen landwirtschaftlichen Zivilisationen des Mittelmeeres, des Iran, des indischen Subkontinents und Chinas. So war lange vor der Errichtung der Seidenstraße, der Handelsstraße, die in den letzten Jahrhunderten v. Chr. die mediterranen Kulturen mit den asiatischen Kulturen verband, in Eurasien ein dynamisches Handelsnetzwerk entstanden. Mit der Ausbreitung des Hirtentums während des 4. und 3. Jahrtausends v. Chr. verbreiteten sich auch Ideen, Verfahren und Lebensweisen über die Steppen.

Über den Autor: David Christian ist außerordentlicher Professor für Geschichte an der Macquarie University in Sydney (Australien). Er ist u. a. Autor von *History of Russia, Central Asia and Mongolia from Prehistory to the Present: Inner Eurasia from Prehistory to the Mongol Empire*.

Microsoft ® Encarta ® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Urnenfelderkulturen

Urnenfelderkulturen, Sammelbegriff für die europäischen Kulturen der späten Bronzezeit (ca. 1300 bis 700 v. Chr.), die ihre Toten verbrannten und deren Asche in Urnen aus Ton auf großen Friedhöfen, den Urnenfeldern, bestatteten.

Der wohl aus dem ungarischen Donaugebiet stammende Brauch der Urnenbestattung dehnte sich seit dem 13. Jahrhundert v. Chr. nach Norden und Westen aus, wurde im 12. Jahrhundert v. Chr. in Italien und Deutschland üblich und verbreitete sich von dort aus weiter bis nach Südfrankreich und Katalonien, so dass im 9. Jahrhundert v. Chr. im größten Teil Europas zwischen Nordspanien und Polen die ältere Bestattungssitte der Körpergräber unter Grabhügeln von der Urnenbestattung abgelöst worden war. Dabei kam es zu regionalen Besonderheiten oder Übergangsformen in den Begräbnissitten, die für einen allmählichen Wandel sprechen.

Die Phase der Urnenfelderkultur war sowohl von solchen großräumigen kulturellen Übereinstimmungen und weit reichenden Handelskontakten als auch von kriegerischen Unruhen geprägt. Denn etwa gleichzeitig mit der neuen Begräbnissitte kamen seit etwa 1250 v. Chr. überall in Europa neue Waffentypen und Rüstungen aus Bronze auf und wurden vermehrt Fluchtburgen, Siedlungen in Wallanlagen und befestigte Inseldörfer errichtet.

Im 8. Jahrhundert v. Chr. wurde die Urnenfelderkultur nördlich der Alpen von den Kulturen der Hallstattzeit abgelöst, während im Mittelmeerraum griechische und etruskische Einflüsse die Oberhand gewannen.

Verfasst von: Margit Mersch

Europa

Europa ist die Heimat einer großen Zahl ethnischer Gruppen, die jeweils über eine gemeinsame Kultur und Sprache verfügen. Die europäischen Nationen umfassen meist eine vorherrschende Volksgruppe, etwa die Deutschen in Deutschland oder die Franzosen in Frankreich. Einige Länder, vor allem in Ost- und Südosteuropa, sind ethnisch überaus heterogen zusammengesetzt. Neben einer Titularnation, nach der das Land benannt ist (z. B. Litauer oder Slowaken) leben zahlreiche weitere Volksgruppen mit zum Teil beträchtlichen Anteilen als Minderheiten im Land. Darüber hinaus gibt es in den meisten Ländern kleinere ethnische Gruppen, die schon seit langer Zeit dort leben. Beispiele dafür sind etwa die Basken in Spanien oder die Samen (Lappen) in Norwegen.

In Europa wird eine Vielzahl von Sprachen gesprochen. Die wichtigsten Sprachfamilien sind: die slawischen Sprachen, zu denen Russisch, Ukrainisch, Weißrussisch, Tschechisch, Slowakisch, Bulgarisch, Polnisch, Slowenisch, Makedonisch und Serbokroatisch zählen; die germanischen Sprachen, die Englisch, Deutsch, Niederländisch, Dänisch, Norwegisch, Schwedisch und Isländisch umfassen; und die romanischen Sprachen, zu denen Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch und Rumänisch gehören. Diese Sprachen haben gemeinsame Wurzeln und werden als Gruppe der indogermanischen Sprachen zusammengefaßt. Zu diesen gehören darüber hinaus Griechisch, Albanisch, die baltischen Sprachen und die keltischen Sprachen wie Gälisch, Walisisch (Kymrisch) und Bretonisch. Neben den indogermanischen Sprachen werden in einzelnen Sprachgemeinschaften auf dem Kontinent auch finnougrische Sprachen wie Finnisch, Ungarisch und Lappisch gesprochen. Weitere nichtindogermanische Sprachen in Europa sind Baskisch und Türkisch (außerdem maltesisch und Sprachen des Kaukasus wie z.B. Georgisch).

In ganz Europa, außer im noch vom Eis bedeckten Norden, lassen sich bereits für die Steinzeit Besiedlungen nachweisen. Aus dem Paläolithikum (Altsteinzeit) sind Skelettreste aus Südspanien, Südfrankreich, aus dem Raum London und aus Mitteleuropa (siehe Neandertaler) erhalten, die Höhlenmalereien von Altamira in Spanien sowie Werkzeuge und vereinzelt frühe Kunstwerke aus dem ganzen europäischen Raum. In Mitteleuropa setzte sich im ausgehenden Paläolithikum bereits eine seßhaftere Lebensweise durch. Kleine, feste Siedlungen sind für die Zeit des Mesolithikums für ganz Europa nachweisbar. Das Neolithikum (Jungsteinzeit) zeichnet sich durch die Herausbildung größerer Kulturkreise aus, wie etwa die Megalithkultur in Südwest- und Westeuropa (siehe Stonehenge), die Glockenbecherkultur in Spanien, West- und Mitteleuropa, die Bandkeramikkultur in Mittel- und Osteuropa, die **Schnurkeramik**- oder Streitaxtkultur in Ost-, Mittel- und Nordeuropa und auf dem Balkan und die Starcevakultur in Südosteuropa. Zwischen den einzelnen Kulturen bestanden bereits umfangreiche Handelsbeziehungen (u. a. mit Bernstein); die Jagd als wichtigste Ernährungsquelle wurde von Viehzucht und Ackerbau abgelöst, was zum einen Sesshaftigkeit voraussetzte, zum anderen aber auch aufgrund der Erschöpfung des Bodens häufige Verlegung der Siedlungen zur Folge hatte.

In der Bronzezeit drangen verstärkt Einflüsse aus dem hoch entwickelten Orient nach Europa vor, und zwar vor allem über zwei Wege: Über den Balkanraum entlang der Donau nach Mitteleuropa und bis auf die Apenninenhalbinsel; und über die Iberische Halbinsel nach West- und Mitteleuropa. Es bildeten sich nun differenziertere Kulturen heraus, wie vergleichsweise die Hügelgräberkultur in Mitteleuropa und die Urnenfelderkultur, die sich von Südosteuropa aus nach Westen ausbreitete und eine große Wanderungsbewegung in Europa auslöste. Wirtschaftlich ist die Bronzezeit durch die Entstehung von Bergbaugebieten gekennzeichnet, von einer stärkeren Arbeitsteilung und einer Intensivierung des europaweiten Handels (wie z. B. durch Funde von Bernstein aus dem Baltikum im griechischen Mykene dokumentiert ist), sozial durch eine stärkere Differenzierung der Gesellschaft. In der frühen Bronzezeit setzen auch die Wanderungsbewegungen der Indoeuropäer ein.

Die Eisenzeit ist geprägt durch die Hallstattkultur und die La-Tène-Kultur, während der sich der Kontakt beinahe ganz Europas mit der hoch entwickelten Kultur des antiken Mittelmeerraumes vertiefte.

Träger der La-Tène-Kultur waren vermutlich die Kelten, die sich von Frankreich aus seit dem 7. Jahrhundert v. Chr., verstärkt seit Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. über die Iberische Halbinsel, Britannien und Oberitalien ausbreiteten und entlang der Donau bis nach Makedonien, Griechenland und Kleinasien vorstießen. Mit den Kelten verbreiteten sich auch die Anfänge einer städtischen Kultur (Oppidakultur); eine Staatenbildung ist im keltischen Kulturraum jedoch noch nicht zu beobachten.

Während Nord-, Mittel-, West- und Osteuropa in der Bronzezeit kulturell noch vergleichsweise rückständig waren, hatten sich im Raum der Ägäis und des heutigen Griechenland, u. a. dank der geographischen Nähe zum Vorderen Orient, hoch entwickelte Kulturen gebildet. Die minoische Kultur auf Kreta erlebte bereits um 2200 v. Chr. eine Blütezeit. Die Kreter waren wirtschaftlich weit fortgeschritten, trieben ausgedehnten Handel mit dem griechischen Festland, Syrien und Ägypten, errangen die Seeherrschaft im östlichen Mittelmeer und hatten ein organisiertes Staatswesen mit einem König an der Spitze. Im Palast von Knossos aufgefundene Wandmalereien, Schmuckstücke und kunstvolle Gebrauchsgegenstände zeugen von dem hohen Kunstsinn der Kreter.

Um 1900 v. Chr. wanderten Indoeuropäer auf der Balkanhalbinsel ein und ließen sich im südlichen Griechenland nieder. Diese Einwanderer wurden später unter der Bezeichnung Achaier zusammengefaßt. Um die Mitte des 2. Jahrtausends standen die Achaier in Mykene und Tiryns auf dem Höhepunkt ihrer Macht; Ausgrabungen belegen den großen Reichtum der Herren von Mykene und Tiryns, aber auch den Einfluß der kretischen Kultur. Um 1400 v. Chr. eroberten die Achaier Kreta und übernahmen die Machtposition der Kreter im östlichen Mittelmeer.

Um 1200 v. Chr. setzte infolge der Wanderungen der Urnenfelderleute die dorische Wanderung ein, in deren Verlauf erneut indoeuropäische Stämme in Griechenland eindrangen. Am mächtigsten war der Stamm der Dorer, die sich im östlichen Peloponnes niederließen und von hier aus als Eroberer nach Kreta, Rhodos und in den Südwesten Kleasiens kamen. Ebenfalls im Zuge der dorischen Wanderung setzten sich die beiden anderen großen Stämme der Griechen, die Ionier und die Äolier, in Griechenland und Kleinasien fest.

Microsoft® Encarta® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Franken

Gruppe germanischer Volksstämme, die erstmals um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. am mittleren und unteren **Rhein** bezeugt sind. Die Franken drangen um 253 in die römischen Provinzen vor und teilten sich bald danach in zwei Hauptgruppen: die Salier und die Ripuarier. Die Salier bewohnten das Gebiet am unteren Rhein, die Ripuarier das Gebiet am mittleren Rhein. Der römische Kaiser **Julian** eroberte 358 das Gebiet der Salier, die sich daraufhin mit Rom verbündeten. Als sich die Römer Anfang des 5. Jahrhunderts vom Rhein zurückzogen, ließen sich die Salier selbst im Gebiet nördlich der **Loire** nieder.

Unter dem salischen König **Chlodwig I.** aus dem Geschlecht der **Merowinger** wurde das Fränkische Reich um einiges mächtiger und größer. 486 stürzte Chlodwig den letzten römischen Befehlshaber in Gallien, Syagrius, und unterwarf dann der Reihe nach die Alamannen, die Burgunder, die Westgoten in Aquitanien und die Ripuarier. Zuletzt erstreckte sich sein Königreich von den Pyrenäen bis Friesland und vom Atlantik bis zum Main. Chlodwig nahm 496 den christlichen Glauben an. So begann die enge Verbindung zwischen fränkischem Königtum und Papsttum.

Nach dem Tod Chlodwigs wurde das Königreich unter seinen vier Söhnen aufgeteilt. Im 6. Jahrhundert erfuhr das Reich weitere Teilungen und Wiedervereinigungen, bis schließlich Chlotar II. 613 das Reich wieder zusammenfaßte. Kurz nach seinem Tod verloren die Könige jedoch ihre Macht an die führenden Hofbeamten, vor allem an die Hausmeier. Das Amt des Hausmeiers gab es in allen fränkischen

Königreichen. Im östlichen Teil, in Austrien, begann der Aufstieg einer mächtigen Familie, der **Karolinger**, die über 100 Jahre lang die Hausmeier stellten und über das Reich herrschten wie Könige. 687 siegte **Pippin II., der Mittlere**, der Hausmeier von Austrien, über die Heere von Neustrien (dem westlichen Teil) und Burgund und beherrschte als Hausmeier nun das gesamte Fränkische Reich. Sein Sohn **Karl Martell** dehnte das Reich nach Osten aus und wehrte 732 in der Schlacht bei Tours und Poitiers die Mauren ab. Die Macht der Franken erreichte ihren Höhepunkt unter dem Enkel von Karl Martell, **Karl dem Großen**, der zu seiner Zeit der mächtigste Herrscher Europas war. Am 25. Dezember 800 wurde er von Papst Leo III. zum Kaiser gekrönt. Der linksrheinische Teil von Karls Reich entwickelte sich später zum Königreich Frankreich, dessen Name auf die Franken zurückgeht.

Microsoft® Encarta® 97 Enzyklopädie. © 1993-1996 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Chrétien de Troyes

Chrétien de Troyes (zweite Hälfte 12. Jh.). Er gilt als der eigentliche Begründer und zugleich bedeutendste Autor des Höfischen Romans (roman courtois), einer nach ihm noch jahrhundertlang florierenden Erzählgattung, in welcher der legendäre keltisch-bretonische König Artus und die Ritter seiner Tafelrunde eine zentrale Rolle spielen. Chrétien, dessen Schaffenszeit sich von 1165 bis 1190 erstreckt, von dem aber keinerlei konkrete Lebensdaten bekannt sind, schreibt seine in paarweise reimenden Achtsilblern verfassten Romane im champagnischen Dialekt und widmet sie u.a. der Gräfin Marie de Champagne oder Graf Philippe de Flandre. Sein Publikum sind also die genannten und andere fürstliche, d.h. hochadelige Mäzene sowie der an deren Höfen lebende kleinere und mittlere Militär- und Verwaltungsadel. Chrétiens Schaffen dokumentiert den Höhepunkt der Macht dieser größeren und kleineren Territorialfürsten (Herzöge, Grafen u.ä.). (Die französischen Könige waren im 11./12. Jh. nicht eben mächtig, und ihr Hof war damals nur einer unter vielen anderen, die als Macht- und Kulturzentren miteinander rivalisierten.)

Die erhaltenen Werke Chrétiens (einige weitere gingen offenbar verloren) sind:

- **Érec et Énide**, die Geschichte des jungen Artusritters Érec und seiner jungen Frau Énide, die über der Liebe die Pflichten höfischer Ritter und Damen sträflich vernachlässigen, aber durch das gemeinsame Bestehen von ritterlichen Prüfungen zum richtigen Verhalten zurückfinden und an den Hof von König Artus zurückkehren dürfen.
- **Cligès**, die schwierige Geschichte eines byzantinischen Prinzen, der die Braut und dann Frau seines alten Onkels liebt und sie nach langem Warten schließlich – anders als Tristan die Isolde – heiraten kann.
- **Le Chevalier de la charette**, die bunte Geschichte der Ritterabenteuer Lancelots und seiner ehebrecherischen Liebe zu Königin Guenièvre, der Gattin von König Artus.
- **Le Chevalier au lion**, die Geschichte des Artusritters Yvain, der die Witwe eines von ihm im ritterlichen Zweikampf getöteten Burgherrn heiratet, sich bald aber von ihr beurlauben lässt und auf Ritterabenteuer auszieht, den gesetzten Rückkehr-Termin vergisst und seine Frau erst durch viele bestandene Prüfungen versöhnen kann.
- **Guillaume d'Angleterre**, die Geschichte eines (nicht historischen) englischen Königs, der durch seltsame Fügungen des Schicksals in die Welt der Kaufleute, d.h. des Bürgertums gerät, aber durch weitere Fügungen wieder in die Welt des Adels zurückkehren kann.
- **Le Conte du Graal**, der Versuch, in der Geschichte des jungen Ritters Perceval die Gattung des Höfischen Romans mit christlichen Elementen zu verbinden (unvollendet und von mehreren Fortsetzern weitergeführt).

Auch in Deutschland fand Chrétien großen Anklang: Érec et Énide sowie Yvain wurden bearbeitet von Hartmann von Aue, der Conte du Graal von Wolfram von Eschenbach – was zugleich zeigt, wie vorbildhaft die franz. Literatur insgesamt in Frankreichs Nachbarländern zu dieser Zeit war. Fast alle Romane Chrétiens wurden im 13. Jh. für ein städtisches Publikum in Prosa umgeschrieben.

nach: **Prof. Gert Pinkernell,**

Französische Literatur

Quelle: <http://www.frankreich-experte.de/fr/6/lit/troyes.html>

Saussure, Mongin Ferdinand de

Einleitung

Saussure, Mongin Ferdinand de (1857-1913), Schweizer Sprachwissenschaftler, der wichtigste Wegbereiter der modernen Sprachwissenschaft und der strukturalistischen Linguistik.

Ferdinand de Saussure wurde am 26. November 1857 in Genf geboren und stammte aus einer wohlhabenden Familie der bürgerlichen Oberschicht. Entscheidend für seinen späteren Werdegang war, dass bei seiner schulischen Ausbildung besonderer Wert auf das Erlernen der Sprachen Englisch, Französisch, Deutsch, Lateinisch und Griechisch gelegt wurde. Auch der Sprachwissenschaftler Pictet, den er in seinem Elternhaus kennen lernte, hatte früh Einfluß auf seine Beschäftigung mit Sprache, bereits im Alter von 15 Jahren verfaßte Saussure die Abhandlung *Essai sur les langues*. Nach Abschluß der Schule besuchte er ein Jahr lang Lehrveranstaltungen in Physik und Chemie an der Universität Genf, bevor er sich ab 1876 in Leipzig vier Jahre lang dem Sprachstudium widmete. Sein erster Lehrer war Karl Brugman, ein namhafter Vertreter der so genannten Junggrammatiker. Zwischenzeitlich studierte Saussure 1878/79 in Berlin bei dem Schleiermacher-Schüler Hajim Steinthal, dessen sprachphilosophisches Gedankengut er später für die Entwicklung strukturalistischer Theorien fruchtbar machen konnte.

Nachdem 1879 sein grundlegendes Werk zum proto-indogermanischen Vokalsystem *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes* erschienen war, promovierte er 1880 mit dem Dissertationsthema *De l'emploi du génitif absolu en sanscrit*. 1881 setzte Saussure seine Studien in Paris fort, wo er kurze Zeit später als Dozent für Gotisch und Althochdeutsch tätig war, 1891 wurde er Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Genf. 1906 wurden die Forschungen an Saussures Institut auf allgemeine Linguistik und Geschichte der indogermanischen Sprachen ausgedehnt. Seinen Ruf als Wegbereiter der modernen Linguistik erwarb er sich durch die Vorlesungen, die er von 1907 bis 1911 hielt und deren Thesen durch die Mitschriften seiner Studenten Charles Bally und Albert Sechehaye unter dem Titel *Cours de linguistique générale* (1916; *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 1931) publiziert wurden. 1912 mußte er seine Lehrtätigkeit wegen Krankheit aufgeben. Ferdinand de Saussure starb am 22. Februar 1913 in Vufflens-sur-Morges (Kanton Waadt).

Werk

Obwohl Saussures *Cours de Linguistique Générale* nicht aus seiner eigenen Feder stammt, sondern posthum von zwei seiner Studenten anhand von Vorlesungsskripten zusammengestellt wurde, ist es ein epochales Werk der modernen Linguistik. Ausgehend von den Erkenntnissen und der neuen Methodik der junggrammatischen Schule überwand er deren Dogmen, ohne jedoch wichtige Positionen gänzlich abzulegen. Nach dem Bruch mit den Junggrammatikern, der im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erfolgt sein muß und der wohl durch die Vorlesungen Steinthals während seines Berlinaufenthalts ausgelöst wurde, suchte Saussure nach einer neuen Grundlage der Sprachforschung als wissenschaftlicher Disziplin. Aufgrund seiner Erkenntnisse wird Saussure oft als Urheber des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus bezeichnet. Seine Grundannahme des distinktiven Prinzips, das die

Basis bildet für den Strukturalismus und die Semiotik, besagt, dass alle sprachlichen Erscheinungen relational sind, d. h. Teil eines Systems sind und ihre Bedeutung durch die Einbettung in eine Ganzheit erhalten. Das Ganze wiederum wird konstituiert durch die einzelnen Elemente und die Beziehungen zwischen den Elementen.

Mit seiner Unterscheidung von Synchronie und Diachronie (Sprachbeschreibung vs. Sprachgeschichte) leitete Saussure einen Paradigmenwechsel in der Methodik der Sprachwissenschaft ein. Während sich die ältere Sprachforschung primär mit der Abfolge sprachlicher Elemente befaßte (Diachronie), also Sprachgeschichte betrieb, forderte Saussure die Erforschung des bestehenden Sprachsystems (Synchronie). Die synchronische Sprachforschung beschäftigt sich also mit der Relation zwischen gleichzeitigen Komponenten, während die diachronische der Veränderung bzw. Ablösung eines sprachlichen Elements durch ein anderes nachgeht.

Eine weitere zentrale Opposition ist die Unterscheidung zwischen langue und parole (Sprachsystem vs. Sprechakte). Damit entsteht eine Differenzierung zwischen der menschlichen Sprachfähigkeit und der Sprache als System von Regeln sowie zwischen individueller Sprachfähigkeit und Sprache als sozialer Institution. Diese beiden Ebenen sind voneinander abhängig, müssen aber bei sprachwissenschaftlichen Untersuchungen streng unterschieden werden: „Die Sprache ist erforderlich, damit das Sprechen verständlich sei und seinen Zweck erfülle. Das Sprechen aber ist erforderlich, damit die Sprache sich bilde; historisch betrachtet, ist das Sprechen das zuerst gegebene Faktum. Wie käme man dazu, eine Vorstellung mit einem Wortbild zu assoziieren, wenn man nicht zuvor diese Assoziation bei einem Sprechakt erfahren hätte? Andererseits erlernen wir unsere Muttersprache nur, indem wir andere sprechen hören; sie kann sich nur infolge unzähliger Erfahrungen in unserem Gehirn festsetzen.“

Zudem beschreibt Saussure den Sprachmechanismus durch den Antagonismus zwischen paradigmatischer und syntagmatischer Ebene. Die in Sprechakten sich konkretisierende Abfolge sprachlicher Zeichen eröffnet ein Syntagma, das in Opposition steht zu der systematischen Ordnung, die durch die Elemente gleicher Klasse gebildet werden. In der Abfolge von Elementen, wie sie beispielsweise in einem Satz auftritt, wird der Wert der einzelnen Komponenten durch die Differenz vom vorhergehenden und vom nachfolgenden Teil bestimmt. Die Elemente eines Paradigmas sind zahlenmäßig nicht begrenzt und formen auch kein festes System.

Die Sprache ist ein Zeichensystem. Das sprachliche Zeichen wird nach Saussure gebildet durch das Verhältnis zwischen Signifikant (Bezeichnendes) und Signifikat (Bezeichnetes), d. h. kommt zustande durch die Synthese von Lautbild und Bedeutung, wobei nicht, wie nach allgemeinem Verständnis üblich, das Zeichen mit dem Lautbild identifiziert werden darf. Ebenfalls von grundlegender Bedeutung wurde Saussures Lehre von der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens, d. h., dass zwischen dem Lautkörper und seinem Inhalt keine naturgegebene, sondern eine willkürliche, auf Konvention beruhende Beziehung besteht. Es gibt also keine wesensmäßige Beziehung zwischen dem Lautbild und dem damit verbundenen Inhalt. Saussures Auffassung von der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens, die lange Zeit für eine Debatte unter Sprachwissenschaftlern gesorgt hat, wird heute nicht mehr ernsthaft bestritten.

Microsoft ® Encarta ® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Trubetzkoy, Nikolaj Sergejewitsch

Trubetzkoy, Nikolaj Sergejewitsch (1890-1938), russischer Sprachwissenschaftler. Er wurde am 16. April 1890 als Sohn des Prinzen Sergej Trubetzkoy in Moskau geboren. Nach dem Studium in Moskau (ab 1908) und Leipzig (ab 1913) wurde Trubetzkoy 1915 zum Privatdozenten in Moskau berufen. Danach war er Professor für Slawistik und vergleichende Linguistik an der Don-Universität in Rostov und in Sofia. 1919 emigrierte Trubetzkoy nach Österreich und nahm 1922 eine Professur für Slawistik an der Universität Wien an, die er bis zu seinem Tod am 25. Juni 1938 innehatte.

Trubetzkoy war seit 1928 einer der bedeutendsten Mitglieder des Prager Linguistenkreises (siehe Prager Schule). Als einer der Begründer und Hauptvertreter des modernen Strukturalismus begriff er Sprache als strukturiertes funktionelles Kommunikationsmittel. Trubetzkoy interpretierte als erster die Phonologie rein strukturalistisch und etablierte sie als eigenständige linguistische Disziplin. Weiterhin begründete er die Morphophonemik. Sein einflussreiches Hauptwerk *Grundzüge der Phonologie* wurde unvollendet posthum 1939 veröffentlicht.

Verfaßt von:
Mathias Maul

Microsoft ® Encarta ® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Sapir, Edward

Sapir, Edward (1884-1939), amerikanischer Linguist und Ethnologe deutscher Abstammung.

Sapir wurde am 26. Januar 1884 in Lauenburg (Pommern) geboren und übersiedelte 1889 mit seinen Eltern nach New York. Er erarbeitete sich ein umfangreiches Wissen in afrikanischen, asiatischen und europäischen Sprachen und übernahm 1925 in Chicago (Illinois) eine Professur für Anthropologie und Linguistik. Hier widmete sich Sapir, der als einer der führenden Vertreter der Ethnolinguistik gilt, vor allem der vergleichenden Sprachforschung, insbesondere den Sprachen der nordamerikanischen Indianer. 1931 wurde er Professor für Ethnologie und Linguistik an der Yale University in New Haven (Connecticut). Sein Hauptwerk *Language* von 1921 liegt auch in deutscher Übersetzung vor (*Die Sprache*, München, 1961). In Europa wurde Sapir vor allem durch die nach ihm und seinem Schüler Benjamin Lee Whorf benannte Sapir-Whorf-Hypothese bekannt. Sie wird auch sprachliches Relativitätsprinzip genannt und setzt sich von der Vorstellung ab, Sprache sei nur ein Werkzeug (des Denkens oder der Kommunikation). Vielmehr hätten Studien der Hopi-Sprache gezeigt, dass deren Struktur das Weltbild beeinflusse und somit eine andere Sicht der Dinge bewirke als etwa die indoeuropäischen Sprachen. Die Sapir-Whorf-Hypothese ist bis heute umstritten und wird in ihrer extremen Ausprägung kaum mehr vertreten. Grundlegendes leistete Sapir auch auf dem Gebiet der Sprachtypologie. Edward Sapir starb am 4. Februar 1939 in New Haven (Connecticut).

Microsoft ® Encarta ® Professional 2003. © 1993-2002 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.